

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



 UNSER
DANZIG

71. Jahrgang Heft 5 September 2019 € 6 (D) 25 zł (PL)



STIFTUNG SCHLOSS KROCKOW

Deutsch-polnisch-kaschubische
Kooperationen seit 30 Jahren

VON ELBING BIS BRAUNSBURG

Vor 120 Jahren eröffnet: Die erste
Kleinbahn in West- und Ostpreußen

Aus dem Inhalt

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Damals war's
- 6 Auf ein Wort

PANORAMA

- 7 „350 Jahre eher deutsch – 350 Jahre eher polnisch“ – Fünf Fragen an Ulrich Graf von Krockow
- 11 Großes Spectaculum zum Jubiläum: Auf Schloss Krockow wurde eine Fest der Künste gefeiert
- 13 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Marienburg und Thorn
- 16 Kultur-Informationen aus dem „Land am Meer“

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 17 Zeugen der Eisenbahngeschichte – Das wieder-erstandene Freilichtmuseum in Berent
- 21 EINLADUNG ZU SONDERAUSSTELLUNGEN

GESCHICHTE UND KULTUR

- 22 Die Haffuferbahn von Elbing nach Braunsberg
- 27 IN DEN BLICK GENOMMEN: Heimatlos – Friedland und die langen Schatten von Krieg und Vertreibung
- 28 ZEITSCHNITT: Eine Erinnerung an Gottfried Achenwall
- 30 Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten – Tim Blannings Studie über Friedrich den Großen
- 34 hörens-, sehens- und wissenswert

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 35 Debatte: Ein „Polendenkmal“ in Berlin?
- 37 Nachrichten

38 NEUERSCHEINUNGEN

RUBRIKEN

- 3 „Der Westpreuße“? – 5 Der Westpreußen-Kalender 2020 – 39 Impressum / Autorinnen und Autoren / Buchanzeige – 40 Zum guten Schluss

TITELBILD Garten und Rückfront des 1845 errichteten, von Friedrich August Stüler entworfenen Schlosses von Rutzau, Kr. Putzig

FOTO: URSULA ENKE

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen

der letzten drei Westpreußen-Ausgaben

Mai / Juni 2019: heft-3-2019-krk

Juli / August 2019: heft-4-2019-zwo

September / Oktober 2019: heft-5-2019-hub



Ulrich Graf von Krockow im Gespräch



Fantasievolles Spiel im Schlosshof



Berent – ein Eldorado für Eisenbahn-Enthusiasten

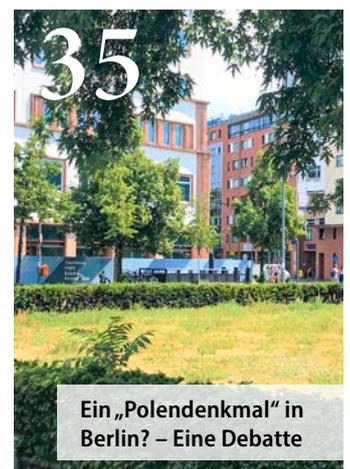
Fahrplan der Haffufer-Bahn.
Ab 1. Oktober 1899.

22	Auschlüsse.							
	—	800	1100	ab Danzig . . . an	1232	1232	530	1203
—	922	1224	„ Marienburg . . . an	1111	1125	D 344	1018	
—	958	108	„ Elbing . . . ab	1038	1056	D 309	943	
346	1020	236	ab Güttenboden . . an	1016	138	1231		
407	1032	250	an Elbing . . . ab	1002	122	1218		
—	442	1011	ab Osterode . . . an	152	1130	—		
—	639	1209	„ Miswalde . . . an	1207	851	—		
—	758	116	an Elbing . . . ab	1104	725	—		
km	Zug			Stationen.	Zug			
	1	3	5		2	4	6	
	ll. u. III.	ll. u. III.	ll. u. III.		ll. u. III.	ll. u. III.	ll. u. III.	
—	600	1140	500	ab Elbing Stadt	—	—	905	
1,8	610	1150	510	Engl. Brunnen	—	—	856	
6,5	620	1202	521	Dornbusch	800	1240	849	

Ein Motor für Wirtschaft und Fremdenverkehr



Ein großer König in wechselnder Beleuchtung



Ein „Polendenkmal“ in Berlin? – Eine Debatte

Aus innerbetrieblichen Gründen wird sich das Erscheinungsdatum der nächsten DW-Ausgabe um eine Woche nach hinten verschieben. Die No. 6 (November / Dezember) kann deshalb leider erst zum 2. November versandt werden. – Wir bitten unsere Leser dafür um Verständnis. DW

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

schon einige Male haben wir an dieser Stelle von Zufällen gesprochen, die unsere Disposition durcheinanderbringen können. Das gilt für diese Nummer gleich doppelt: Zunächst erfuhren wir davon, dass anlässlich des 20-jährigen Bestehens der Partnerschaft zwischen dem Regional-Museum in Krockow und dem Westpreußischen Landesmuseum dort eine aufwändige Theaterproduktion geplant sei, so dass wir uns bemüht haben, rechtzeitig einen Bildbericht zu erhalten, um ihn – zusätzlich zu

dem umfangreichen Interview mit dem Grafen Krockow – noch in diese Ausgabe einfügen zu können.

Zu unserer Freude nahm überdies auch eine Danziger Historikerin Kontakt zu uns auf und bot uns einen Artikel über die Haffuferbahn an. Da diese allerdings am 7. September 1899 ihren vollen Betrieb aufgenommen hatte, wollten wir den Beitrag unbedingt zum 120. Jubiläum bringen und nicht auf die nächste Ausgabe verschieben – obschon bereits ein Bericht über das Berenter-Eisenbahn-Museum vorlag.

Für das Heft, das Sie jetzt in Händen halten, bildeten sich auf diese Weise gleich zwei unerwartete Schwerpunkte: der eine zur deutsch-polnischen Stiftung Schloss Krockow, der andere zur Eisenbahngeschichte, die sonst nicht unbedingt im Zentrum unserer Themen steht. Und selbst wenn wir auf diese Ergänzungen mit einer Umfangserweiterung reagiert haben, musste letztlich die Rubrik REISEN UND ERKUNDEN leider ausgespart bleiben. Wir hoffen freilich, dass dieser Verlust durch den anderen vielfältigen Lesestoff hinreichend ausgeglichen wird, und wünschen Ihnen für dessen Lektüre nun viel Vergnügen!

Ihre DW-Redaktion

„Der Westpreuße“?

Wenn das »größte Magazin« einer Stadt den Namen *Der Hamburger* trägt, leuchtet diese Benennung sofort ein – aber wer oder was ist *Der Westpreuße*?

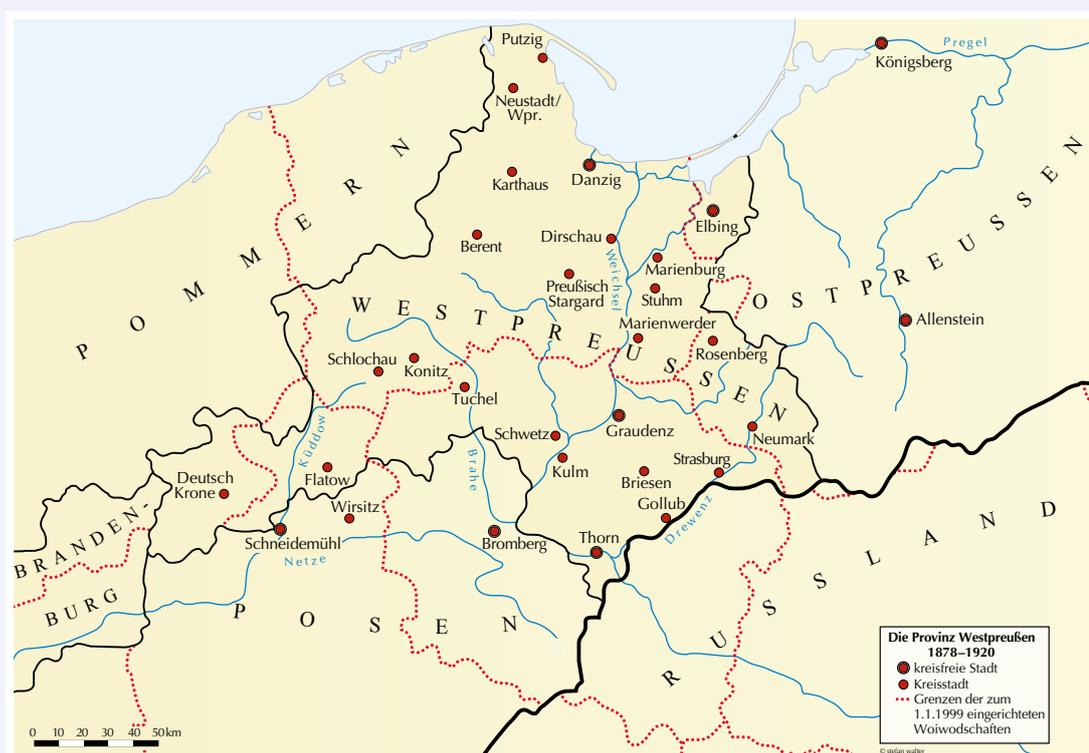
Danzig und das Land an der unteren Weichsel – mit den UNESCO-Welterbestätten Marienburg und Thorn – bilden höchst beliebte Reiseziele. Viele der Touristen aus Deutschland wollen mehr wissen über diese „europäische Kulturregion“, ob sie nun zum ersten Mal kommen oder selbst schon viele Eindrücke vor Ort gesammelt haben. Wahrscheinlich werden sie rasch darauf stoßen, dass diese Landschaft auch mit der deutschen Geschichte verbunden ist und bis 1920 „Westpreußen“ hieß. Das gilt auch für diejenigen, die Familienforschung betreiben oder die einfach kulturhistorisch interessiert sind. Die Gründe, sich heute mit dieser Region zu beschäftigen, können vielfältig sein.

Diesen unterschiedlichen Interessenlagen will *Der Westpreuße* gerecht werden. Der Name dieser Zeitung leitet sich aus der deutschen Geschichte des Weichsellandes ab, denn „Westpreußen“ ist in der Gegenwart eine Erinnerungslandschaft für Menschen, die von dort stammen und für deren Familien dieses Land oft jahrhundertlang Heimat war. Bei der Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe und der gemeinsamen Geschichte eröffnet es als historische Kategorie aber auch den heutigen polnischen Bewohnern einen wichtigen Orientierungsraum.

Der Westpreuße beschäftigt sich deshalb einesteils mit der Gegenwart des Landes, mit seiner Entwicklung und seinen vielfältigen Attraktionen und

wendet sich andernteils der spannenden, allerdings durchaus konfliktreichen Geschichte dieser Region zu: Schließlich steht „Westpreußen“ nicht nur für eine historische preußische Provinz, es weckt auch Assoziationen an den Deutschen Orden, der hier im Mittelalter das Kerngebiet seines Territoriums hatte, oder an das „Königliche Preußen“ („Prusy Królewskie“), das für mehr als 300 Jahre mit der Polnischen Krone verbunden war. Nicht zuletzt gehören zu dieser Geschichte die einschneidenden Ereignisse im 20. Jahrhundert: Nach dem Ersten Weltkrieg verschwand »Westpreußen« von den Landkarten, im Zuge des Zweiten Weltkriegs wurde die Region dann von 1939 bis 1945 nochmals gewaltsam zu einem »Reichsgau Danzig-Westpreußen« zusammengezwungen.

Das Konzept dieser Zeitung zielt darauf, all das zu bewahren und zugleich Möglichkeiten einer zukünftigen gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichte zu erkunden. Wer den *Westpreußen* zur Hand nimmt, kann sich auf eine Vielzahl von unterschiedlichen Entdeckungen freuen.



Damals war's

LIEBE LESERINNEN UND LESER, wie war das damals vor 60 Jahren? Bei einigen von Ihnen werden Erinnerungen an die 1950er Jahre wach – für andere, jüngere eröffnet der Blick in die Vergangenheit neue Perspektiven. Daher geben wir an dieser Stelle exemplarisch vor 60 Jahren erschienene Artikel aus dem *Westpreußen* und aus *Unser Danzig* wieder. Lesen Sie hier in diesem Monat somit einen Beitrag, der im September 1959 auf der Jugendseite **UNSERE JÜNGSTEN** des *Westpreußen* erschienen ist.

Bis zu 30 Prozent der weltweit produzierten Lebensmittel werden nicht gegessen – sondern weggeworfen, während ebenfalls weltweit 820 Millionen Menschen an Unterernährung leiden. Diese Lebensmittelüberproduktion hat – wie neuerlich gerade wieder der Anfang August veröffentlichte Sonderbericht des *Intergovernmental Panel on Climate Change*, des „Weltklimarats“, deutlich machte – auch negative Auswirkungen auf die Entwicklung des Weltklimas.

Dass Essen wegzuerwerfen zu den Dingen gehört, die „man nicht tut“, war – auch unabhängig von diesen größeren Zusammenhängen – eine der Selbstverständlichkeiten, die sich eigentlich in das allgemeine moralische Bewusstsein der europäischen Gesellschaften eingepägt hatten. Im Hintergrund dieser Prägung standen nicht nur anthropologische Grunderfahrungen aus früheren Jahrhunderten, in denen (die Gefahr von) Hunger zur Alltagswelt gehörte, sondern konkret die Präsenz von Hunger in den Kriegs- und Nachkriegszeiten des 20. Jahrhunderts.

Heute bedarf es scheinbar globaler Angstszenerien, die mit apokalyptischer Rhetorik bewusst auf eine Emotionalisierung des Politischen abzielen – Greta Thunberg: „Ich will, dass ihr in Panik geratet!“ –, um gerade Kinder und Jugendliche für Missstände im Umgang des Menschen mit der Schöpfung zu sensibilisieren. In den 1950er Jahren war es noch eigenes oder von den Eltern vermitteltes Erleben, dass junge Menschen in die Lage versetzte, einen Missstand wie die Vergeudung

Unsere Jüngsten

Das weggeworfene Brot

Ein Lagererlebnis

Klaus und Arno, beide erst 12 Jahre alt, machten auf ihrem nächtlichen Wachgang im Lager eine tolle Entdeckung: In der Abfallgrube, die von der Wache laufend in Ordnung gehalten werden muß, lag ein halbes Brot. Es war bereits verschimmelt und nicht mehr genießbar. Im Schein der Taschenlampe holten sie es aus der Grube, um es morgens Günter, ihrem Lagerführer, mit einer Meldung zu übergeben. Sie hatten noch die Worte in den Ohren, die Günter am Anfang des Lagers sprach: ... ich möchte nicht erleben, daß aus irgendwelchem Grunde Brot weggeworfen wird!

Sieben Tage lief jetzt schon das Lager, und niemals hatte man in dieser Hinsicht zu klagen. Und nun so etwas, eine ziemliche Schweinerei!

Beide, Klaus und Arno, waren davon überzeugt, daß sich das nicht gehört. Deshalb stellten sie das Brot sicher und machten Günter Meldung.

Der neue Tag begann für das Lager mit einer großen Überraschung. Zum Frühstück wurden entgegen dem Küchenplan, der bereits bekannt war, Kartoffeln an die einzelnen Kochgemeinschaften des Lagers ausgegeben, dazu Butter. Der Lehrkoch ließ verbreiten, daß es heute Pellkartoffeln mit Butter geben würde. Lange Gesichter sah man nun überall, einige freuten sich, die meisten aber knurrten.

Widerwillig gaben sie auf die Frage des Lagerführers, ob es denn schmecken würde, Antwort. Keiner lobte das Frühstück, es wagte sich auch keiner zu meutern.

Mittags gab es dann das übliche Essen, abends wieder Pellkartoffeln, den ganzen Tag jedoch nicht eine Scheibe Brot. Das war dem Lager nun doch zu viel, zumal am Lagerbrett ein verschimmelttes Brot ohne jeden Hinweis aushing.

Es kam zur offenen Revolte. Alle Eingeweihten schwiegen.

Abends setzte man sich um das Lagerfeuer und harrte gespannt der Dinge, die da kommen würden. Sicherlich würde Günter auf den „dürftigen“ Küchenplan eingehen.

Er tat es, nicht etwa in dem er den Vorfall des weggeworfenen Brotes anprangerte, sondern mit folgender Erzählung:

Es war Winter, und tausend Männer lagen in dem Kriegsgefangenenlager am Ural. Der Tod hielt reiche Ernte. Hunger grinste aus den hohlwangigen Gesichtern der Männer, die den ganzen Tag bei grimmiger Kälte im Walde arbeiten mußten. Mittags bekamen sie einen Schlag Wassersuppe, früh und abends ein Stück Brot und Kaffee. Das war alles. Die Gefangenen aßen das Stückchen Brot mit größter Andacht, es durfte keine Krume verloren gehen. Sie lernten kennen, welch eine Gabe Gottes so ein Stück Brot sein kann. Vielen kam dort die Erkenntnis zum ersten Mal, manchem aber zum ersten und letzten Mal. Da lernten sie alle beten. „... und gib uns unser tägliches Brot ...“

Das erzählte mir mein Vater, der nach vielen Jahren Gefangenschaft heimkehrte. Ich selbst lernte die Ehrfurcht vor Gottes Gabe auf der Flucht. Seht, meine lieben Jungen, ich will, daß auch ihr diese Ehrfurcht lernt. Deshalb dieser Tag.

Nachdenklich ging mancher dann in sein Zelt. Ob nicht der eine oder andere Junge an diesem Abend darüber nachdachte? War nicht der eigene Vater auch in Gefangenschaft? Klaus nahm sich vor, seine Klassenkameraden aufzuklären, die immer auf dem Heimweg von der Schule ihr Brot wegwerfen.

In der Abfallgrube des Lagers fand man fortan kein Brot mehr.



Rückführung deutscher Kinder aus Polen (1948)

von Lebensmitteln in der eigenen Erfahrungswelt zu identifizieren: Einige von ihnen hatten selbst Flucht und Vertreibung erlebt, andere wussten um die von Mangel und Not geprägten Lebensumstände der eigenen Familienangehörigen in sowjetischer Lagerhaft.

Von der Selbstverständlichkeit dieser Erfahrung – und den daraus abgeleiteten sittlichen Spielregeln – erzählt die nebenstehende pädagogische Erzählung aus der Jugend-Rubrik des *Westpreußen*, *UNSERE JÜNGSTEN*, die von den Erlebnissen bei einem Freizeitlager – vermutlich einer landsmannschaftlichen Jugendorganisation – erzählt. Freilich: Dass eine solche Geschichte erzählt bzw. abgedruckt werden musste, lässt erahnen, dass die früheren Selbstverständlichkeiten unter dem Eindruck des beginnenden Wirtschaftswunders auch damals vielleicht doch schon brüchiger waren, als uns dies heute rückblickend erscheint. ■

MIT ZWÖLF WESTPREUSSEN-MOTIVEN DURCH DAS JAHR 2020



Der neue WESTPREUSSEN-KALENDER 2020 präsentiert die Vielfalt des unteren Weichsellandes :

- ☞ 13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
- ☞ 12 Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmalern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
- ☞ zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der Kalender ist vorzüglich als Geschenk für Freunde und Partner – auch in Polen – geeignet: Die Monatsnamen und Kommentare erscheinen zweisprachig.



Im **Format DIN A4** kostet der Westpreußen-Kalender **€ 10,80**, im **Format DIN A3** kostet er **€ 19,80** – beide Preise verstehen sich jeweils inkl. MwSt., Porto und Verpackung.

Bestellungen erbitten wir unter :
www.der-westpreusse.de/kalender2020.html, per Telefon – 02506/3057-50 –, per E-Mail – landsmannschaft-westpreussen@t-online.de – oder per Post: Landsmannschaft Westpreußen e.V., Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

Diejenigen, die den Kalender 2019 als Leser des *Westpreußen* erhalten und bezahlt haben, brauchen **nicht zu bestellen**, weil wir ihnen wieder ein Exemplar im DIN A4-Format **automatisch zusenden**. – Wenn Sie diesmal allerdings **keine Lieferung** wünschen oder **statt des DIN A4-** lieber einen **DIN A3-Kalender** erhalten wollen, bitten wir Sie, uns von Ihrer **Um- oder Abbestellung spätestens bis zum 30. September** in Kenntnis zu setzen.

Bei Bestellung einer größeren Anzahl von Exemplaren gewähren wir auf beide Formate **Preisnachlässe** von 10 % (ab 5 Stück) bzw. bei größeren Mengen nach Absprache.



AUF EIN WORT

Die ambivalente Renaissance der „Heimat“

Wenn ich kleinere Städte in der ehemaligen DDR besuche, passiert fast jedes Mal dasselbe. Angesichts von Leerständen von 20, 30, gar 40 Prozent fange ich an, Zukunftsszenarios auszumalen: Was könnte oder müsste sich ereignen, damit diese – in ihrer Geschichte und Gestalt oft beeindruckenden – Städte wieder voll bewohnt würden? Unter welchen Umständen könnten Orte wie Wurzen, Weißenfels oder Zeitz gar eine neue Blütezeit erleben?

Meine Phantasie beschränkt sich allerdings auf zwei Gedankenspiele. Das eine besteht darin, dass grüne Milieus, die genug vom Großstadtleben haben, sich auf dem Land aber zu abgeschnitten fühlen würden, die kleinen Städte für sich entdecken, um dort ein Leben nach ihren Vorstellungen durchzusetzen. Im Verbund könnten sie nachhaltiger leben als jeweils für sich alleine, ja würden etwa für Verkehrsmittel und technische Geräte Leihsysteme entwickeln, Gebäude gemeinsam nach strengen Öko-Standards sanieren, auf brachliegenden Flächen Obst und Gemüse anbauen oder umweltfreundlichere Geschäftsmodelle etablieren, die bisher höchstens online via Crowdfunding funktionieren.

Beim zweiten Szenario sind es hingegen Mitglieder rechtsextremer oder identitärer Strömungen, die sich in großer Zahl in einem halbverlassenen Ort ansiedeln, um dort ihre Ideen einer ethnisch ‚sauberen‘ Gesellschaft umzusetzen, ja um Traditionspflege zu treiben und sich gleichermaßen in Brauchtum und Abwehrbereitschaft zu üben. Hier würde wiederbelebt, was industrialisierungs- und globalisierungsbedingt schon fast ausgestorben war, man reaktivierte alte Familien- und Geschlechterbilder und insbesondere männlich-paramilitärische Tugenden.

Auf den ersten Blick sind diese beiden Szenarien völlig gegensätzlich. Doch da sie mir immer wieder parallel in den Sinn kommen, könnte ihnen vielleicht doch etwas gemeinsam sein. Hat man es nicht in beiden Fällen mit antimodernistischen Mentalitäten zu tun, mit viel Argwohn gegen Großstädte, Kapitalismus und die als kalt empfundene moderne technische Welt? Und ist in den entvölkerten Kleinstädten des Ostens nicht noch eine Vergangenheit spürbar, in der es diese Übel nicht gab? Scheint in ihnen daher nicht eine Zukunft möglich, in der sie überwunden sind?

In beiden Milieus empfindet man das gegenwärtige Verhalten der Mehrheit als fahrlässig und zukunftsgefährdend, sieht die Hauptgefahr jedoch jeweils sehr unterschiedlich. Während die einen die Angst umtreibt, die vorherrschende Klimapolitik könnte in die Katastrophe führen und den Lebenswert großer Teile der Welt – und vor allem ihrer Welt – schon bald massiv beeinträchtigen, warnen die anderen vor einer liberalen Flüchtlingspolitik, vor offenen Grenzen und einer multikulturellen Gesellschaft. Sehen die Rechtsextremen in anderen – in Politikern, Intellektuellen, Ausländern – Schuldige, die sie für den drohenden Untergang verantwortlich machen und gegen die sie sich zum Widerstand formieren, suchen die grünen Milieus die Schuld gerade auch bei sich selbst. Sie propagieren daher oft Verzicht und Verbote, vor allem aber Selbstbeschränkung, und ihr Auswandern in die kleinen



FOTO: ANNEKATHRIN KOHOUT

Von Wolfgang Ullrich

Städte wäre Ausdruck des Wunsches, fortan ein bescheideneres, maßvolleres, weniger schuldhaftes Leben zu führen. Die Rechtsextremen hingegen würden ihre Ansiedlung in den kleinen Städten eher als Akt der Selbstbehauptung begreifen: als strategischen Rückzug in die Autonomie und ersten Schritt zur Vorbereitung einer Offensive, die darin münden soll, dass alles als fremd und bedrohlich Empfundene zurückgedrängt wird.

Die Motivationen dafür, in die heute so leeren Städte des Ostens zu gehen, könnten also unterschiedlicher kaum sein. Aber jeweils folgte dieses Verhalten aus Ängsten davor, in der Zukunft viel schlechter zu leben als in der Gegenwart, ja aus Ängsten davor, das zu verlieren, was einem lieb und teuer ist: die eigene Heimat. Heimatschutz mag eine wechselvolle und zweifelhafte Geschichte hinter sich haben, aber der Idee nach lässt sich beides darin finden, sowohl der Schutz von Natur und Umwelt als auch der Schutz von Tradition und Identität. In beidem steckt also ein – im wörtlichen Sinne – konservativer Impuls: der Wunsch, Gefährdetes zu bewahren.

Dass der Begriff ‚Heimat‘ verschiedene Dimensionen umfasst, lässt für die weitere Zukunft sogar eine neue Querfront als möglich erscheinen. So könnte in Teile der grünen Milieus fremdenfeindliches Gedankengut eindringen (‚weniger Menschen‘ hieße immerhin auch ‚weniger Umweltbelastung‘), und in rechtsextremen Kreisen könnte man, ließe sich ein Klimawandel nicht länger leugnen, darauf kommen, dass nur eine effektive Klimapolitik Flüchtlingsströme einzudämmen vermag. Wie auch sollten die Identitären den „Ethnopluralismus“ weiter proklamieren, wenn heute bewohnte Weltgegenden künftig nicht mehr bewohnbar wären?

Die eventuelle Querfront hat bereits erste Vorläufer, etwa Thomas Hoof, der in den 1980er Jahren das Kaufhaus *Manufactum* gründete, das viele grün Gesinnte bis heute als Verheißung einer nicht-industriellen Produktwelt lieben, zugleich aber Inhaber des Verlags *Manuscriptum* ist, in dem die Schriften von rechten Autoren wie Björn Höcke oder Akif Pirinçci erscheinen. Gemäßigter findet sich eine ähnliche Verbindung beim Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer, der als Grüner immer wieder gegen Flüchtlinge und deren mangelnde Integrationsbereitschaft das Wort erhebt. Vielleicht wird man künftig aber in Biosupermärkten die ersten Orte sehen, in denen nicht nur grüne, sondern – paradoxerweise – genauso sehr rechte Ideale Gestalt angenommen haben. So sind in ihnen die meisten Produkte aus der Region, als habe es nie eine Globalisierung gegeben, zudem ist auch die Kundschaft ziemlich monokulturell – viel homogener als in anderen Supermärkten. Heimat wird hier also in der gesamten möglichen Breite des Begriffs erfahrbar. Aber vielleicht wird man das auch nie so sehen, weil sich die Zukunft doch ganz anders entwickelt.

Wolfgang Ullrich war von 2006 bis 2015 Professor für Kunstwissenschaft und Medientheorie an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe. Seither ist er freiberuflich als Autor, Kulturwissenschaftler und Berater tätig.

Im Oktober 2019 jährt sich zum 20. Male der Beginn der Partnerschaft zwischen der STIFTUNG EUROPÄISCHE BEGEGNUNG KASCHUBISCHES KULTURZENTRUM KROKOWA und der KULTURSTIFTUNG WESTPREUSSEN, die ihrerseits die Zusammenarbeit zwischen dem WESTPREUSSISCHEN LANDESMUSEUM und dem Regionalmuseum in Krokowa begründet hat. Aus diesem Anlass hat Ulrich Graf von Krockow dem Westpreußen ein ausführliches Interview gegeben und dabei einerseits Einblicke in die Geschichte seiner Familie gewährt, andererseits die Struktur der Stiftung sowie die Erfolge und Chancen der beispielhaften deutsch-polnischen Kooperation erhellt, deren Bedeutung für die westpreußische Kulturarbeit schwerlich überschätzt werden kann.

„350 Jahre eher deutsch – 350 Jahre eher polnisch“ : Die Adelsfamilie von Krockow und die kaschubische Kultur- und Begegnungsstätte in Krokowa

FÜNF FRAGEN AN ULRICH GRAF VON KROKOW



Graf Krockow, Krockow ist – wie schon der Name zeigt – aufs engste mit der Geschichte Ihrer Familie verknüpft. Welche Bedeutung hat das ganze bauliche Ensemble – einschließlich der Kirche mit der Grablage – inzwischen für Ihre seit 1945 in Westdeutschland lebende Familie?

Das fängt ja mit einer schweren Frage an – passen wir auf, dass ich nicht zu weit aushole. – Bei der familiären Bedeutung muss ich nach den Generationen unterscheiden. Für meinen Vater (1913–2007) war es 1990 eine Rückkehr in seine alte Heimat, die er mit seiner neuen Heimat an der Mosel verband: So entstanden Partnerschaften des Landkreises Trier-Saarburg mit dem Kreis Putzig sowie Partnerschaften zwischen den Städten bzw. Gemeinden Hermeskeil und Hela, Konz und Putzig, Schweich und Krockow sowie Ruwer und Kossakau (Kosakowo). Die Zahl der gegenseitigen Besuche, der Schüleraustausche und gemeinsamen Vorhaben ist inzwischen kaum noch zu überschauen. Als ältester Sohn, der 1945 auf der Flucht geboren wurde, habe ich meinen Vater unterstützt, um das Schloss zu retten. Vor Ort bildete es durchaus eine „sportliche“ Herausforderung für mich, das Schloss 1991/92 in Rekordzeit und im Rahmen des Finanzplans zu renovieren.

Ob diese Region mit ihren Bezeichnungen wie „Korridor“, „Küstenkaschubei“, „Pommerellen“, „Putziger Land“, „Westpreußen“ oder „Nordpolen“ für meine Nachkommen noch interessant ist, weil sich dort über 700 Jahre die Geschichte der – als Landwirte zudem eng mit dem Boden verbundenen – Familie abgespielt hat, ist schwer zu beantworten,

direkt wichtig für ihr Leben ist sie aber wohl nicht mehr. Meine Tochter hat in Krockow einen Winzer von der Mosel geheiratet; so wird nur mein ältester Enkel Egon an der Erde arbeiten (der übrigens aufgrund glücklicher Zufälle auch fließend polnisch zu sprechen vermag); alle anderen Nachkommen hingegen werden niemals Kühe per Hand melken oder die Qualität von Ähren prüfen können, sondern in „Tastatur“-Berufen auf Englisch und Französisch (nicht auf Polnisch) weltweit an wechselnden Wohnorten und entfernt von Krockow arbeiten.

Wenn bei Familientreffen alle zwei Jahre in der Krypta oder im Park die Familiengeschichte vor Ort, die Rolle der Luise von Krockow oder diejenige meiner Eltern und Großeltern zu erläutern sind, –da bin ich unsicher, was das für die Jüngeren bedeutet. Vielleicht trägt Krockow in der „europäischen Kulturregion“ Westpreußen zu einer gewissen Erdung unserer Familie bei, vielleicht wird es in einer unübersichtlich sich entwickelnden Zeit zu einem Ruhepol, einem Ort der Rückbesinnung und einem familiären Zentrum. Und Anlässe für Familientreffen gibt es genug: Meine Frau organisiert beispielsweise regelmäßig Bridge- und Kulturreisen nach Krockow, wo der hier heimische Club, der sein Spiellokal im Schloss unterhält, beim deutsch-polnischen Bridge-Turnier meistens die vorderen Plätze ergattert.

In jedem Fall gibt es die vielen, immer und immer wieder erzählten und mit Krockow verbundenen Geschichten, die ich auch mit mir herumtrage und manchmal – gerne – weitergebe. Dazu gehört – um Ihnen wenigstens ein Beispiel zu nen-

nen – die folgende Situation aus einem Interview, das mein Vater 1999 dem polnischen Fernsehen gegeben hat: Auf die Frage, wie er den 1. September 1939 erlebt habe, antwortete er: „Ich sah ab 7 Uhr die deutschen Flieger über Puck angreifen.“ Die Journalisten insistierten und wollten genauer wissen, was mein Vater nun angesichts des soeben ausgebrochenen Krieges denn unternommen hätte. Darauf sagte er ihnen: „Ja, was denn? Ich verstehe die Frage nicht. Ich musste ganz schnell aufs Feld, um zur Ernte einzuteilen, denn wir waren spät dran in dem Jahr ...“

Vor fast 30 Jahren wurde die STIFTUNG EUROPÄISCHE BEGEGNUNG KASCHUBISCHES KULTURZENTRUM KROKOWA gegründet, innerhalb derer Sie auch eng mit der Gemeinde zusammenwirken. Welche Erfahrungen haben Sie bei dieser „europäischen“ Initiative – und zwar gerade auch im politischen Raum – mit den Bemühungen um deutsch-polnische Kooperationen gemacht?

Die Stiftungssatzung hat das polnisch-deutsche Konsens-Prinzip für alle Organe vorgesehen; dieser strukturelle Zwang zur Kooperation und gemeinsamen Verantwortung verpflichtet zu frühzeitiger Rücksprache und zur Entwicklung überzeugender Argumente. Wichtig war, dass die Stiftung 1990 einstimmig durch den sich als proeuropäisch verstehenden Gemeinderat angenommen wurde. Er bestand zu dieser Zeit zur Hälfte aus polnischen Vertriebenen, die nach 1945 in der Kaschubei angesiedelt worden waren.

Im höchsten Organ, dem Stiftungsrat, sind vier Institutionen vertreten: die

Gründer, die „Ko-Fundatoren“, und zwar die Verbandsgemeinde Krokowa und die deutsche gemeinnützige Stiftung, in der die Familie mitarbeitet; hinzu kommen die Kulturstiftung Westpreußen und das Nationalmuseum in Danzig. Jeder Ratsbeschluss bedarf der Mehrheit, in bestimmten Fällen der Einstimmigkeit, so dass stets ein polnisch-deutscher Konsens hergestellt werden muss. In den Vorstand, der für den operativen Bereich zuständig ist, entsendet jeder Ko-Fundator einen Vertreter, so dass auch in der Tagesarbeit und im Finanzwesen ein gemeinschaftliches Handeln gesichert ist. Diese Struktur war an diejenige der großen „Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit“ (Fundacja Współpracy Polsko-Niemieckiej) in Warschau angelehnt worden, die die Renovierung finanziert hat und bis heute einzelne Projekte fördert.

Trotz dieser erfolgreichen gemeinsamen Arbeit soll allerdings auch nicht verschwiegen werden, dass die Anfänge durchaus schwierig waren. Zunächst galt es, Missverständnisse auszuräumen und auch lauter Kritik aus Danzig oder Warschau – aber auch aus Kreisen der vertriebenen Westpreußen – entschieden entgegenzutreten. Diese Probleme blieben bald zurück, nachdem die Begegnungsstätte erst einmal ihren Betrieb aufgenommen hatte; und vor Ort fand die Arbeit sowieso von Anfang an Zustimmung, denn da neue Wohnungen entstanden und weitere Arbeitsplätze geschaffen wurden, ergaben sich handfeste Vorteile für die Gemeinde. Zudem fand das Projekt mannigfache Unterstützung in Polen – vom Landkreis Putzig, von der Woiwodschaft oder dem Warschauer Kulturministerium – wie auch von deutscher Seite – besonders vom Generalkonsulat in Danzig, vom Landkreis Trier-Saarburg und der Verbandsgemeinde Schweich.

Immer noch ist das Eis aber dünn, denn die Belastungen durch den Zweiten Weltkrieg, in unserer Region vor allem die Masaker im nahen Wald von Piasnitz, bleiben



FOTO: JENS RÖTZSCH

Der Schild des ab 1466 geführten und in den kaschubischen Farben Gold und Schwarz gehaltenen Stammwappens zeigt die (im Wappenwesen seltene) gemeine Figur eines Trinkhorns. Es ist schwarz, mit schwarzen Riemen versehen und ruht auf zwei Adlerklauen. Die Mündung und das Mundstück sind jeweils mit einer Lilie besteckt. Dieses Symbol wurde Reinhold von Krockow vom französischen König Henri IV. (1553–1610) verliehen. Die Rangkrone ist aufgrund des 1788 erhaltenen Grafen-Titels neunzackig. Der unter dem Schild stehende Wahlspruch „In Deo Spero“ hebt die in Gott ruhende Hoffnung und Zuversicht hervor. Als Helmzier erscheinen zwei geharnischte Arme, die in der im Schloss angebrachten Version des Wappens ein Herz halten.

weiterhin spürbar. Letztlich ist nicht auszuschließen, dass auf die langjährige gute deutsch-polnische Zusammenarbeit in Krockow neue Schatten fallen.

Ergeben sich spezifische Betrachtungsweisen und besondere Chancen daraus, dass das Kulturzentrum sich ausdrücklich als „kaschubische“ Institution versteht?

Die Satzung der Stiftung selbst fordert die Einrichtung einer Kaschubischen Kultur- und Begegnungsstätte sowie die Erhaltung der Tradition und Kultur der Nordkaschubei. – Krockow als heute nördlichstes Schloss Polens liegt in der sogenannten Küstenkaschubei, an der meernahen und als sicher angesehenen Ost-West-Straße und einen Tagesmarsch

von Danzig entfernt: Dorthin führte die erste Etappe auf dem mittelalterlichen Jakobusweg, der von Danzig seinen Ausgang nahm. Er führt durch eine Region, in der nach dem Urteil des Danziger Historikers Andrzej Groth das größte „Durcheinander“ in Europa herrschte: auf der einen Seite ethnisch mit Kaschuben, Polen und Deutschen, mit den sogenannten Holländern – den „Olendri“, die ab 1600 die meernahen Sümpfe hart nördlich von Krockow in Karwenbruch (Karwieńskie Błota) trockenlegten –, aber auch Schweden, Schotten und Franzosen; auf der anderen Seite religiös-konfessionell mit der viel zu kurz greifenden, vordergründigen Zuordnung der Polen zum Katholizismus und der Deutschen zum Protestantismus. Um nur ein Beispiel zu nennen: In der Kirche von Krockow, die fast 400 Jahre lang evangelisch gewesen war und 1947 wieder katholisch wurde, hat mein Vater in der Zwischenkriegszeit noch von der Familienempore aus die Mennoniten (Olendri) mit ihren Bärten beobachtet.

Das Mosaikartige prägt sich auch in der Sprache aus. In Krockow wurde gleichermaßen deutsch, polnisch und kaschubisch gesprochen; und das Kaschubische ist ein regelrechtes Sprachmuseum mit vielen (nieder-)deutschen Einsprengseln: „festmeter“, „buksa“, „waserwaga“, „brot-richtig“ oder „doppeldekel“ sind noch leicht zu erkennen, aber was bedeutet „galopkasta“? (Dieses Wort bezeichnet die „Gangschaltung“.) Noch charakteristischer ist eine Perfekt-Bildung wie „mam kepiony“ (ich habe gekauft), die es in dieser Form im Slawischen überhaupt nicht gibt.

Die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Kulturen bestimmt nicht zuletzt auch die Geschichte meiner Familie. Danziger Historiker vertreten die Auffassung, dass die Krockows von hier (tutaj), also Hiesige (tutejszy) und eine der ältesten kaschubischen Familien seien, die aber sowohl in polnischen wie in preußisch-deutschen Adelsverzeichnissen geführt wurden. Nach den 2.000 Dokumenten zur Familiengeschichte, die nach 1945 vom

Schloss in das Nationalarchiv Danzig verlagert wurden, müsste es sich sogar um die älteste belegte kaschubische Familie handeln. Neben dem Schloss zeigt dies die benachbarte Kirche. Dort gründete Peter bzw. Pjotr Krockow 1300 die Pfarrei; 1498 errichtete Lorenz bzw. Wawrzyniec Krockow, der den Beinamen „der Kaschube“ trug, einen Holzbau. 1833 dann erfolgte ein Umbau der Kirche durch Karl Krockow, der sich von Notre Dame in Paris inspirieren ließ. Es ist selten, dass sich eine Familie über 700 Jahre auf einem Besitz halten konnte, und von denen – vereinfacht gesprochen – etwa in der Hälfte der Zeit eher das „Polnische“ und in weiteren 350 Jahre eher das „Deutsche“ dominiert haben.

Der Erfolg unseres Gesamtprojekts wird wesentlich davon mitgetragen, dass es in Polen erfreulicherweise gelungen ist, die kaschubische Sprache und Kultur institutionell dauerhaft zu fördern. Die Gruppe der Kaschuben wird mittlerweile auf 500.000 Zugehörige geschätzt, und deren Zahl scheint weiter zu wachsen, da heutige Bewohner sich zunehmend mit der kaschubischen Sprache, Kultur und Geschichte identifizieren. Die Werbeprospekte selbst kleiner Ortschaften rund um Krockow zeigen, dass alle ideologischen Vorgaben der kommunistischen Zeit gänzlich überwunden worden sind. Dazu hat auch unsere Arbeit beigetragen.



*Zwei Brüder in polnischer (l.) bzw. deutscher Uniform:
Reinhold und Heinrich von Krockow im Jahre 1939*

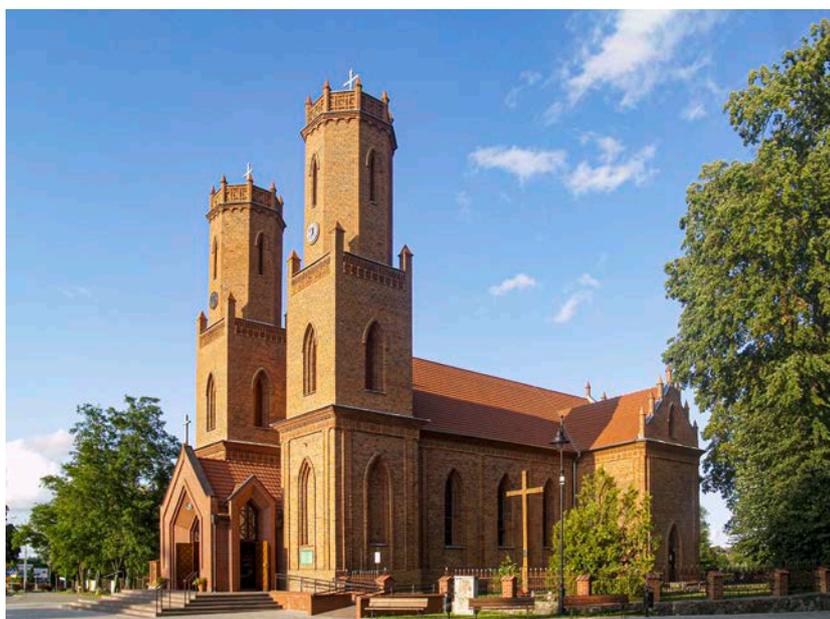
Kaschuben müssen heute nicht mehr, wie Günter Grass es formulierte, immer zwei Flaggen im Schrank haben („man weiß nie, was kommt“), und zwar weder eine polnische noch eine deutsche, sondern nur noch eine kaschubische. Auch die Flagge des Schlosses zeigt die landestypischen Farben Schwarz für die Erde und Gold für die Ernte. Das erste Hinweisschild in kaschubischer Sprache, das in Krockow aufgestellt wurde, habe ich übrigens mit veranlasst: dort wird das Wort „Begegnungsstätte“ mit „möl zindzeniow“ übersetzt.

Heute wirkt sich die Kennzeichnung „kaschubisch“ sogar im Marketing sehr positiv aus; und der küstennahe Tourismus bietet große Chancen, das Leben

der Bewohner zu verbessern. Auch das Schloss mit seiner geschichtsträchtigen Umgebung bietet Besuchern aus Polen und Deutschland attraktive Anlaufpunkte.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang natürlich das seit einigen Jahren von Grazyna Patryn geleitete Regionalmuseum mit seinen erfolgreichen Ausstellungen und eindrucksvollen Publikationen. Besucher interessieren sich z. B. für die heute wieder gepflegten ehemaligen evangelischen und mennonitischen Friedhöfe oder auch für die Legenden bzw. Geschichten von Krockower Brüdern, die jeweils auf entgegengesetzten Seiten gekämpft haben – 1410 bei Tannenberg und 1939 beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Des Weiteren können die Besucher Reinhold von Krockow kennenlernen, der nach 1560 mit 1.500 selbst geworbenen kaschubischen Reitern die Hugenotten in Frankreich unterstützte und 1572 diesen Glauben in der Kirche in Krockow einführte (seitdem wurde dem Familienwappen die Lilie hinzugefügt); oder sie begegnen Luise von Krockow, die um 1800 den damals berühmten weitläufigen Park mit einer Theaterbühne schuf, Johann Gottlieb Fichte für zwei Jahre als Hauslehrer anstellte und sich nachdrücklich um die Bildung und Ausbildung von Mädchen bemühte.

Ansonsten bleibt im kollektiven Gedächtnis freilich nicht der fleißige Landwirt, der die Erde bearbeitet, sondern vorzüglich der Draufgänger und Nichtsnutz:



Die Pfarrkirche in Krockow



In der Krypta unter der Kirche



Sarkophag in der Familiengruft

FOTOS: SAMUEL WITALESKI

worden ist. Hier befindet sich seit einiger Zeit ein Denkmal für Antoni Abraham, der 1918 zum amerikanischen Präsidenten Wilson nach Versailles fuhr, um von ihm die Unabhängigkeit der Kaschubei zu erreichen. Dabei beteiligte sich das Museum daran, die geschichtlich gesicherten Zusammenhänge dieser von vielen Legenden umrankten Initiative aufzuarbeiten.

Seit nunmehr 20 Jahren kooperiert die STIFTUNG EUROPÄISCHE BEGEGNUNG mit der KULTURSTIFTUNG WESTPREUSSEN. Auf dieser Grundlage entstand zugleich die Partnerschaft zwischen dem Regionalmuseum Krockow und dem Westpreußischen Landesmuseum, das damals noch in Münster-Wolbeck beheimatet war und 2013/14 nach Warendorf umgezogen ist. Auf welche Weise wird dieses wichtige (im Bereich des §96 BvFG beispielhafte) Projekt einer deutsch-polnischen Zusammenarbeit von der deutschen und polnischen Politik gefördert und unterstützt? Wie gestaltet sich aus Ihrer Perspektive die Zusammenarbeit zwischen den beiden Stiftungen und den Museen insgesamt – und welche Potentiale sehen Sie hier für die nähere Zukunft?

Das Museum der Stiftung in Krockow wird als Außenstelle des Westpreußischen Landesmuseums über die Kulturstiftung Westpreußen jährlich mit deutschen institutionellen Mitteln von 35.000 Euro von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) gefördert. Überdies erhält es – ebenfalls von der BKM – projektgebundene Zuwendungen über das Kulturreferat für Westpreußen, das Posener Land und Mittelpolen. Die polnische Seite fördert das Museum durch Projektzuschüsse und Sachmittel wie z. B. den Ausstellungsraum, das Büro und das Magazin. Im letzten Jahr hat die Gemeinde über 100.000 Euro zugunsten der Infrastruktur des Gebäudes und der Außenanlagen sowie des zwischen dem Museum und dem Schloss gelegenen Parkbereichs investiert.

Für die Zusammenarbeit der beiden Museen sind höchst förderliche Voraussetzungen gegeben, weil Grazyna Patryn in Polen wie in Deutschland hervorragend vernetzt ist und aus ihren bilateralen Kon-

takten attraktive Ausstellungsthemen gewinnt. So wurde beispielsweise auf der Basis von Erinnerungstexten, die das Warendorfer Museum für eine eigene Ausstellung zusammengetragen hatte, ein Projekt entwickelt, bei dem Vertriebene aus Deutschland mit Schulklassen der Gemeinde Krockowa zusammengeführt wurden und aus ihren jeweiligen unterschiedlichen Perspektiven heraus über die Ereignisse des Jahres 1945 und der anschließenden Jahrzehnte diskutierten. Welcher Erfolg diesen Aktivitäten beschieden ist, zeigen nicht zuletzt die Besucherzahlen des Museums und der Begegnungsstätte, die mit jährlich knapp 20.000 – ganz abgesehen vom deutlich niedrigeren Subventionsanteil pro Eintrittskarte – jedem Vergleich mit analogen Institutionen in Deutschland durchaus standhalten dürften.

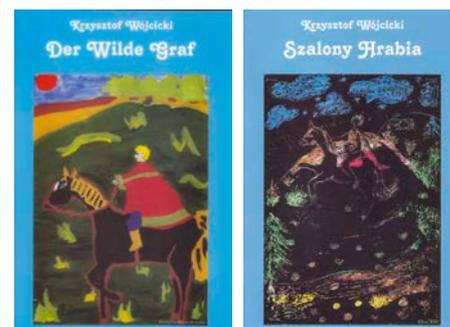
Angesichts der vielfältigen Potentiale wäre es äußerst wünschenswert, wenn die Kooperation zwischen Warendorf und Krockow noch intensiviert würde und sich die „Außenstelle“ inhaltlich und auch personell noch enger mit der Kulturstiftung Westpreußen und dem Westpreußischen Landesmuseum verzahnen ließe. An der Entwicklung entsprechender Pläne würde sich auch der polnische Partner im Stiftungsrat, das Nationalmuseum in Danzig, beteiligen.

Um wenigstens auch ein wenig Zukunftsmusik anklingen zu lassen: Ein konkretes, anspruchsvolles Vorhaben könnte beispielsweise eine eigene Museumsabteilung zur Katastrophe der WILHELM GUSTLOFF bilden, die nahe Krockow versenkt wurde. Dazu müsste der Nachlass von Heinz Schön angekauft und wissen-

Die bekannteste Person der Familie ist der „Wilde Graf“ Albert, der Sohn von Luise, der sich um nichts kümmerte und in den Jahren um 1800 abends wild im Fackelschein den Herrenberg – der heute auch auf Kaschubisch noch so heißt –, herunter galoppierte und sich später dort oben mit Pferd und Hunden begraben ließ. Dieser Albert soll später über eine Geschichte im *Danziger Dampfboot* (1838) Theodor Storm mit zur Figur des „Schimmelreiters“ inspiriert haben; und noch heute wird den Kindern in der Region gedroht: „Wenn Du nicht hörst, dann kommt der Wilde Graf (Szalony hrabia).“

1945 gruben die Russen jedenfalls den Herrenberg auf, um an die legendären goldenen Hufe und weitere Schätze des Grafen Albert zu kommen, was allerdings ebenso erfolglos blieb, wie auch das Durchsuchen der Särge in der Krypta nicht zu Goldfunden führte. Enttäuscht feuerten die Rotarmisten Salven in die Sarkophage, deren Spuren dort noch heute zu sehen sind.

Wenige Kilometer südlich von Krockow fand 1462 die Schlacht bei Schwetzin (Świecino) statt, die jetzt jedes Jahr im August als Event der „Living History“ nachgestellt wird und viele Zuschauer anlockt. Eine interessante Gedenkstätte bietet zudem das südöstlich von Krockow gelegene Dorf Zdrada, übrigens wohl der einzige Ort in Kaschubien, der in den letzten 100 Jahren nicht (mehrmals) umbenannt



Die Geschichte des „Wilden Grafen“, die Krzysztof Wójcicki (1955–2013) erzählt hat, ist sowohl auf Deutsch wie auf Polnisch erschienen.



Im Schlosspark steht diese bewegliche Plastik mit einer fantasievoll entworfenen Silhouette des „Wilden Grafen“.

schaftlich ausgewertet werden. Weniger aufwändig, aber ebenso zukunftsweisend wäre es, gemeinsam mit der Kulturstiftung Westpreußen in Krockow eine Dokumentationsstelle einzurichten, in der die Familiendokumente transkribiert, übersetzt und präsentiert werden könnten. Das Nationalarchiv Danzig stünde solch einem Unterfangen durchaus positiv gegenüber.

Dabei geht es freilich immer auch um die Finanzierung von Personalstellen

und Sachmitteln. Krockow böte gute Bedingungen für das Einwerben auch von EU-Mitteln, bei deren Gewährung allerdings die Entscheidung letztlich beim Marschall der Wojewodschaft liegt – und hier wären wohl-gemerkt auch die neueren politischen Einflüsse auf das polnische Museumswesen zu berücksichtigen.

Lassen Sie uns zum Schluss einen Blick in die weitere Zukunft werfen! 2039/40 werden in Krockow das 40-jährige bzw. 50-jährige Bestehen des Regionalmuseums und der Stiftung gefeiert: Wie haben sich diese beiden inzwischen entwickelt?

Ob es gelingt, die bisherige Linie über die bald erreichten 30 Jahre hinaus fortzuführen, ist schwer vorherzusagen. Ein Scheitern ist ebenso möglich wie eine gute Weiterentwicklung. Das haben die Akteu-

re der Stiftung vor Ort in der Hand; nur wenn sie sich intensiv für eine Perpetuierung einsetzen, gute Arbeit leisten und die Ministerien in Warschau und Berlin/Bonn überzeugen, kann dies gelingen. Ob dabei der richtige Gang im „galop-kasta“ eingelegt bleibt, ob es vorwärts geht oder statt „Hü“ eher „Brr“ gerufen wird – das ist nicht vorhersehbar.

Hoffentlich aber wird der Engel der Kaschuben wiederum eingreifen, der Gott schon um Perlen aus seiner Schatztruhe bat und damit die Seen und Schönheiten der Kaschubei entstehen ließ. – Sie, lieber Tilman Fischer, werden dies ja noch erleben! Es wäre schön, Sie fänden dann andere Gesprächspartner, denen Sie ihre aktualisierten Fragen in dieser ansehnlichen Ecke der Kaschubei rund um Krockow stellen können. Heute danke ich Ihnen für Ihr Interesse!

Die Fragen stellte Tilman Asmus Fischer

Großes Spectaculum zum Jubiläum

Auf Schloss Krockow wurde ein Fest der Künste gefeiert

Am 20. Juli gab das kleine Museum in Krockow eine ganz besondere Probe seiner erstaunlichen Leistungsfähigkeit, Kreativität und Originalität, denn es trat mit einer anspruchsvollen Aufführung einer dramatisierten Fassung von Remus, dem berühmtesten Werk der kaschubischen Literatur, an die Öffentlichkeit.

Die Entstehung eines spannenden Konzepts Im Rahmen des historischen Projekts „Lasst uns die Erinnerungen retten“ gab die Sopranistin Johanna Krumin, deren familiäre Wurzeln in dieser Gegend bis ins 16. Jahrhundert hinein zurückreichen, im Mai 2018 ein Konzert im Schloss. Daraus entwickelten sich Kontakte zur Leiterin des Museums, Grazyna Patryn, die rasch an Intensität gewannen, weil sich Perspektiven einer gemeinsamen Planung für das Jubiläumsjahr 2019 auftraten: Johanna Krumin bildet zusammen mit der Violinistin Anna Barbara Kastelewicz ein Team, das unter dem Namen *KulturSchlagLicht* seit 2016 Kulturfestspiele in deutschen Schlössern und Gärten veranstaltet. Dieses Konzept ist inzwischen erweitert worden. Unter dem Motto „Musik am Bau“ sollen die Orte nicht mehr allein als Konzert-Podium dienen, sondern werden mit Klanginstallationen, Illuminationen, historischen Führungen, szenischen Lesungen und

vorzügliche Voraussetzungen für eine gemeinsame Projektarbeit gegeben, denn die Museumsleiterin suchte ihrerseits Wege, deutsche, polnische und kaschubische kulturelle Traditionen miteinander zu verknüpfen und zugleich eine ausdrucksstarke, auf unterschiedlichen Medien beruhende Form zu entwerfen.

„Remus“ Als äußerst vielversprechende Grundlage solch einer Aufführung erwies sich „Das abenteuerliche Leben des Remus. Ein

kaschubischer Spiegel“, das 1938 erschienene Hauptwerk von Aleksander Majkowski (1876–1938). Dieses „kaschubische National-Epos“ lag bereits in einer – auf zentrale Motive konzentrierten – Dramatisierung vor, die Zdzisław Górski 2009 für seine Theatergruppe *Teatr Snów* (Traumtheater) geschaffen hatte.

Die Titelfigur Remus erfährt, dass er aus einer Familie der kaschubischen Riesen stammt und eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat: Er soll ein eingestürztes Schloss retten und dadurch die kulturelle Identität der Kaschuben wiederauf-

erstehen lassen. Diese Mission sucht er nach seinem Maß und seinen Möglichkeiten zu erfüllen. Er ist kämpferisch und einsatzbereit, aber auch nicht ohne menschliche Schwä-



FOTO: © JENS RÖTZSCH / KULTUR SCHLAG LICHT

Die alte Julka, die Remus auf dem Pilgerweg nach Neustadt trifft, erkennt in ihm den aus dem 16. Jahrhundert stammenden Ritter Witosław und erzählt ihm von den Heldenanten der sagenhaften „Kaschubischen Könige“.



Auf seiner Wanderung durch die Kaschubei trifft Remus – ebenso wie Cervantes' Don Quijote seinen Sancho Panza – seinen Gefährten, einen Musiker namens „Trompete“, hinter dem der Tod lauert.



Bevor Remus' Gegner, diesmal in Gestalt von Smełek, erscheint, symbolisieren Netze die mannigfachen, von ihm zu überwindenden Hindernisse.

chen. Auf seinem Wege wird er zu einem Buchhändler, der Nachlässe übernimmt und mit seinem Bücherkarren durch die Kaschubei wandert: Das Buch dient als Symbol für geheimes Wissen und Weisheit, und es ist Remus' wichtigste Waffe im Kampf gegen das Böse.

In dieser von vielen Märchelementen geprägten Geschichte reichen in einem entscheidenden Moment Mut und Glaube allerdings nicht aus. Die Titelfigur scheitert. Auf diese Weise veranschaulicht Majkowski die Situation im frühen 20. Jahrhundert, denn ohne Mitstreiter können kaschubische Aktivisten nicht erfolgreich gegen die Übermacht der anderen Nationen ankämpfen. Aus diesem Scheitern nun sollen folgende Generationen ihre Schlüsse ziehen: Gerade wenn Kindern die Legende von der Prinzessin erzählt wird, lässt sich schon früh ein Gefühl für die Bedeutung ihrer Zugehörigkeit zu Tradition, Sprache und Land wecken.

Zusammenspiel der Künste Bei der Vorbereitung der Inszenierung gelang es erfreulicherweise, Zdzisław Górski und seine namhafte Theatergruppe *Teatr Śnów* zu gewinnen. Neben den szenischen Kunstmitteln sollte aber auch der Musik ein ganz eigener Bedeutungshorizont eröffnet werden. Anfang des Jahres nahmen deshalb mehrere Musiker ihre Arbeit auf. Zu ihnen gehörten die beiden Leiterinnen von *Kultur Schlag Licht*, Johanna Krumin und Anna Barbara Kastelewicz, sowie der Pianist Rafał Lewandowski. Hinzukam von der Danziger Musikhochschule das aus dem Akkordeonisten Maciej Kacprzak und dem Cellisten Karol Sokołowski bestehende Duo *Kacprzak & Sokołowski*. Bei der Auswahl der Musikstücke ging es um spezifische Ausdrucksmittel, die einzelnen Orten, Situationen oder Personen zugeordnet werden konnten, und dabei kamen nahezu alle Epochen der Musikgeschichte ins Spiel. Zur Introdution – und in symmetrischer Spiegelung auch beim „einsamen Kampf mit dem Tod“ – erklang beispielsweise *La Folia* von Arcangelo Corelli; die Figur der Prinzessin wurde bei ihrem ersten Auftreten durch *Ombra mai fu* aus G. F. Händels *Serse* charakterisiert; die Atmosphäre der beiden Marktplatz-Szenen schufen Astor Piazzolla *Libertango* (1977) und *Introduction und Allegro* (1955) von Mátyás Seiber; aber auch das Palästina-Lied des Minnesängers Walther von der Vogelweide, das kaschubische Lied *Rębōcë, na morze* oder eine originale Komposition von Maciej Kacprzak übernahmen eigenständige dramaturgische Funktionen.

Ein vielgestaltiges Fest Das Angebot dieses Tages beschränkte sich freilich nicht auf die abendliche *Remus*-Aufführung. Um dem Publikum auch Einsichten in die Geschichte des Ortes vermitteln zu können, fanden schon am Vormittag zwei Veranstaltungen statt. – Bei

einer musikalischen Schloss-Führung konnten sich die Gäste mit der Entwicklung des Gebäudes und dessen architektonischer Eigenart vertraut machen – und dabei wurden die Eindrücke durch Anna Barbara Kastelewicz, die den Rundgang musikalisch rahmte, intensiviert: Musik des Mittelalters erklang bei der Besichtigung der Fundamente aus dem 13. Jahrhundert, romantische Musik gab den Erläuterungen zur Philosophie- und Kunstförderin Luise von Krockow eine zusätzliche Dimension, und auch die Bemerkungen zum polnischen Schriftsteller Stefan Żeromski (1864–1925), der mit der Region eng verbunden ist, fand in Melodien aus UFA-Filmen ein musikalisches Pendant.

Auf die Kinder, die der Führung schon aufmerksam gefolgt waren, wartete dann ein besonderes Erlebnis: Liebevoll auf Decken unter Bäumen platziert, lauschten sie Krzysztof Wójcicki Erzählung vom *Wilden Grafen*. Gebannt verfolgten die Kinder die ebenfalls musikalisch untermalte Geschichte, bevor sie im Schloss beim Malen, Basteln und Singen kreativ werden durften. – Diese Situation des Geschichtenerzählens erinnerte an den Gedanken von Remus, dass gerade den Kindern die Legenden des Landes vertraut gemacht werden sollten.



Während der musikalischen Führung spielt Anna Barbara Kastelewicz im Luise-Saal.



Musikalisch untermalt, erzählt Grazyna Patryn die Geschichte vom „Wilden Grafen“.

■ *Museum Krockow / Kultur Schlag Licht / DW*

Das *Kultur Schlag Licht*-Festival aus Anlass des 20-jährigen Jubiläums konnte nur mit Hilfe großzügiger Förderungen von unterschiedlichen Institutionen realisiert werden, und zwar von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit in Warschau, dem Kulturreferat für Westpreußen, Posener Land und Mittelpolen als auch der Gemeinde Krokowa. Ihnen wollen die Organisatoren auch an dieser Stelle eigens danken.

Notizen aus ... der Dreistadt

SUPER-SAUGER



Der Saugbagger LEIV ERIKSSON, der unter der Flagge Luxemburgs fährt, ist gegenwärtig von fast allen Stränden der Danziger Bucht aus gut sichtbar, denn in diesem Bereich ist das Spezialschiff der belgischen *Jan de Nul Group* seit Juni im Einsatz. Es hat die Aufgabe übernommen, die Schiffbarkeit zwischen der Spitze der Halbinsel Hela und dem – östlich der Westerplatte gelegenen – Nord-Hafen nochmals zu verbessern. Über eine Länge von gut 6.000 m wird die 600 m breite Fahrrinne auf 18 m vertieft. Dadurch wird sie zugleich für eine Nutzung im Gegenverkehr tauglich. Der ausgebagerte Sand wird zum Auffüllen der östlich von Danzig gelegenen Strände dienen. Das Vorhaben soll im April 2020 abgeschlossen werden.

DANZIG KONKURRIERT MIT HAMBURG

Der Hafen der Stadt, der für die polnische Wirtschaft eine wichtige Rolle spielt, kann Jahr für Jahr steigende Umschlagmengen für sich verbuchen. Am Tiefwasser-Terminal, den die *Singapur PSA International* betreibt, wurden – in der Maßeinheit für Standardcontainer TEU (Twenty-foot Equivalent Unit) – in 2018 1.948.974 TEU umgeschlagen, 2017 waren es nur 1.58 Mio. TEU gewesen, und ein weiteres Jahr zuvor sind lediglich 1,3 Mio. TEU über die Kai-kanten gegangen. Mit weiteren Investitionen wird nun das ehrgeizige Ziel angestrebt, in naher Zukunft an die Umschlagergebnisse Hamburgs und anderer europäischer Seehäfen heranzukommen. Danzig liegt nach eigenen Angaben unter den Containerhäfen Europas an 15. Stelle und will unter den Ostseehäfen im nächsten Jahr den bislang drittgrößten, das russische Primorsk (Fischhausen), übertreffen.

GEFÄHRLICHES WRACK



Am 8. April 1945 wurde die TMS FRANKEN bei einem sowjetischen Tieffliegerangriff in der Danziger Bucht versenkt. Inzwischen bereitet sie den Behörden erhebliche Sorgen, weil sich hier eine ökologische Katastrophe anbahnen könnte. Das 180 m lange Wrack liegt unweit von Hela in 70 m Tiefe. In den letzten Kriegsmontaten diente die FRANKEN vor allem der Treibstoffversorgung des schweren Kreuzers PRINZ EUGEN. Aus der Dokumentation ist bekannt, dass sie bis zu 4.000 t an Treibstoffen transportieren konnte. Außerdem befindet sich im Wrack noch Munition in unbekannter Menge. Fachleute berechneten, dass die Schiffswände in den 74 Jahren, in denen das Schiff auf Grund liegt, bereits 7 mm Stahl durch Korrosion eingebüßt hätten und es in absehbarer Zeit zum Bersten des Rumpfes kommen könnte. Der dann auslaufende Treibstoff würde in der Lage sein, die Danziger Bucht nachhaltig zu verunreinigen und die Strände für einige Zeit unbenutzbar zu machen. Das Abbergen der Schadstoffe und der Munition hat sich als schwierig erwiesen, ist jedoch keineswegs unmöglich. In jedem Falle ist inzwischen große Eile geboten.

HUSARENSTÜCK Auf dem Seesteg von Zoppot ist einem Sportflugzeug eine spektakuläre Landung geglückt: Der bekannte polnische Pilot Łukasz Czepliela, der bei der Fluglinie LOT ansonsten als Kapitän einer „Boeing Triple Seven“ (B 777) tätig ist, hat sich für diese Meisterleistung viele Monate lang vorbereitet und betonte, dass selbst für ihn, der bei der „Red Bull Air Race“ den Weltmeistertitel in der



Challenger Klasse errungen hat, die Landung auf dem Zoppoter Seesteg zu einer seiner schwierigsten Aufgaben gehörte. Die Spannweite seines Flugzeuges beträgt 10,5 m und entspricht damit dem Abstand zwischen den beiden (gegenüber den Tragflächen geringfügig niedrigeren) Geländern des Seesteges.

ERFOLGREICHER MARKT Der 759. Dominikanermarkt ist am 18. August zu Ende gegangen; er hat neuerlich sehr viele Besucher angezogen und lässt mehr als zufriedene Händler zurück, die an insgesamt 750 Verkaufsständen gute Umsätze erzielen konnten. Auch in diesem Jahr waren Händler und Schausteller nicht nur aus vielen europäischen Ländern, sondern auch aus Georgien, Indien und der Türkei zusammengekommen. – Am ersten Tage wurde des ermordeten Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz gedacht, der ein Jahr zuvor noch den Dominikanermarkt eröffnet hatte.

IMPFMÜDIGKEIT Besorgnis hat die Mitteilung ausgelöst, dass es bis Ende Juni 1.070 Elternpaare abgelehnt haben, ihre Kinder impfen zu lassen. In der ganzen Woiwodschaft Pomorze lag die Zahl – wie die Pressesprecherin der Gesundheitsbehörde, Anna Obuchowska, bekanntgab – sogar bei 4.072. In Polen können, wie die Sprecherin weiterhin erläuterte, Impfverweigerer zwar mit einem Bußgeld bis zu 1.000 Złoty belegt werden; diese Strafe würde bislang aber nur selten verhängt.

UNLIEBSAME ENTDECKUNG Gerade in der touristischen Hochsaison sind vermehrt Ratten auf der Speicherinsel gesehen worden. Das erst seit kurzem wieder neu bebaute Gebiet im Zentrum der Altstadt ist an drei Seiten vom Wasser umgeben, so dass sich in den naturgemäß feuchten Kellern leicht solche unangenehmen Schädlinge ansiedeln können. Zugleich ist die Speicherinsel für Besucher allerdings auch sehr attraktiv, zumal sich dort zahlreiche gastronomische Betriebe befinden. Deshalb hat sich der städtische Gesundheitsdienst sogleich des Problems angenommen; und sogar die Stadtpräsidentin soll diese Angelegenheit zur Chefsache erklärt haben.

Peter Neumann

Elbing

STAATSSYMBOL



QUELLE: FORTELR

Im Zweiten Weltkrieg wurde der Ort Bircza, ein Dorf im Karpatenvorland, gegen einen Angriff ukrainischer Nationalisten verteidigt. Der Erinnerung an diesen militärischen Erfolg, die „Verteidigung von Bircza“, dient der Name eines Kreisverkehrs – „Rondo Obrónców Birczy“ –, der sich im Norden der Stadt befindet. Diese Benennung hat ein (angetrunkener) Ukrainer offenbar als Provokation empfunden, denn er riss die polnische Flagge im Januar dieses Jahres herunter und versuchte sie in Brand zu stecken. Sein Angriff auf ein Staatssymbol wird jetzt gerichtlich aufgearbeitet, und dem Täter droht eine Gefängnisstrafe. *Lech Słodownik*

ZEICHENSCHULE Vom Juni bis zum August fand in Elbing für ganz junge, aber auch für etwas ältere Adepten der bildenden Kunst wiederum die „Szkicologia“ statt. Unter diesem Titel bot die *Galeria EL* neuerlich eine Reihe von kostenlosen Workshops zur Kunst des Zeichnens an. Die Kurse fanden an verschiedenen Stellen der Stadt, am Alten Markt, am Ufer des Elbing-Flusses, im Hof des Stadt-Museums oder im Innenraum der Galerie statt. Dadurch hatten die Teilnehmer die Möglichkeit, sich künstlerisch mit sehr unterschiedlichen Sujets und Motiven auseinanderzusetzen.

KLEINE OASE



FOTO: JOHANNA SZKOLNICKA

Das hinter der Stadtbibliothek befindliche Gelände ist saniert und gärtnerisch gestaltet worden. Auch die dortigen Fragmente der mittelalterlichen Stadtmauer wurden

konserviert. Gepflasterte Wege erschließen jetzt das Terrain, Bänke laden zum Verweilen ein, und neben Sträuchern und Zierpflanzen befinden sich Beete mit Nutzpflanzen. Sie alle sollen noch mit kleinen botanischen Erklärungsstafeln versehen werden.

KUNSTWETTBEWERB Zum 30. Male findet in diesen Wochen der „Elbinger Salon“ statt, der, an eine frühere Tradition anknüpfend, wieder als Wettbewerb konzipiert worden ist und zu dem mehr als 100 Werke von 52 Künstlern zugelassen wurden. Die Arbeiten sind seit dem 4. Juli in der *Galeria EL* ausgestellt und können dort bis zum 8. September betrachtet werden. Drei Tage zuvor, am 5. September, werden die Namen der Preisträgerinnen und Preisträger bekanntgegeben. Die Entscheidungen fällen zwei Instanzen: einerseits eine Gruppe von Fachleuten, andererseits das Publikum, das ebenfalls seine Voten abgeben kann.

DER „ELBINGER VORFALL“ Im Juli jährte sich zum 70. Male der sogenannte „Elbinger Vorfall“ – ein Schauprozess, den der Sicherheitsapparat des damaligen stalinistischen Staates inszeniert hatte: eine Gruppe von Elbingern, die nach dem Kriege aus Frankreich

nach Polen zurückgekehrt waren, wurde als angebliche Saboteure für den Brand einer Produktionshalle des Betriebs ZAMECH (der vormaligen Schichau-Werft) verantwortlich gemacht und zu langjährigen Haftstrafen, in drei Fällen sogar zum Tode verurteilt (glücklicherweise wurden die Todesstrafen nicht vollgestreckt, und 1956 wurden alle Verurteilten freigelassen). Die damit verbundenen Vorgänge sind in einer Tagung erschlossen worden, die zum ersten Male ausschließlich diesem Thema gewidmet war. In diesem Rahmen wurde auch ein Dokumentarfilm gezeigt, der auf den Erinnerungen von Maria Pawlik, einer in Frankreich lebenden Witwe eines der Verurteilten, basiert. Deren Enkelin war aus Kanada angereist, um an der Konferenz teilzunehmen. Die Veranstaltung fand im Rathaus statt. Dort wurde auch eine Tafel-Ausstellung von Grażyna Wosińska gezeigt – einer Journalistin und Autorin eines populärwissenschaftlichen Buches über den „Elbinger Vorfall“. Die meisten der etwa 100 von ihr zusammengetragenen Aufnahmen, die beispielsweise die niedergebrannte Halle, Feuerwehrmänner, Angeklagte und Prozessurkunden festhalten, sind bislang der Öffentlichkeit noch nicht bekannt gewesen. *Joanna Szkolnicka*

Marienburg

GELDSEGEN



FOTO: MAKER DZIEDZIC

Das Eingangstor zum Georgenfriedhof während der Instandsetzungsarbeiten

In diesem Jahr hat der polnische Staat die vom Landkreis beantragten Mittel für die Restaurierung sakraler Denkmäler nicht gekürzt, sondern vielmehr in fast dreifacher Höhe gewährt: Statt der erhofften 80.000 sind überraschender Weise 220.000 Złoty freigegeben worden. Dadurch ist es möglich geworden, dass die Gemeinden Notzendorf, Altmünsterberg, Großmontau und Mausdorf geplante Instandsetzungs- bzw. Restaurierungsmaßnahmen in Auftrag geben konnten.

Überdies wurden in diesem Zuge auch Haushaltsmittel für die Restaurierung des Eingangstores zum ehemaligen St. Georgenfriedhof an der Fleischergasse zur Verfügung gestellt.

MARIENBURG EN MINIATURE Eigentlich sollte im Eingangsbereich des Schloss-Museums schon zum Beginn der touristischen Saison ein neues Miniatur-Modell der Marienburg aufgestellt werden. Als sich bei diesem Projekt Verzögerungen ergaben, wurde der Marienburger Künstler Piotr Banasik mit dieser Aufgabe betraut. In seinem Atelier stellt er jetzt einen Rohentwurf vor, der die Sponsoren derart überzeugte, dass man geduldig auf die Fertigstellung seiner Arbeiten zu warten bereit ist.

NEUE STÄDTEPARTNERSCHAFT Bereits seit 2011 arbeiten Marienburg und die russische, am Frischen Haff gelegene kreisfreie Stadt Swetly (Oblast Kaliningrad) erfolgreich zusammen. (Bis 1946 hieß dieser Ort „Zimmerbude“.) Am 19. Juli wurde in Anwesenheit der

russischen Konsulin in Danzig sowie der Delegationen von sieben weiteren Marienburger Partnerstädten das entsprechende Abkommen von den beiden Bürgermeistern unterzeichnet.

GEDENKTAFEL ENTHÜLLT



Während des Zweiten Weltkriegs befand sich in Mielenz (Miłoradz) ein Arbeitskommando des deutschen Stalag XX-B Marienburg/Danzig. Im Bereich der ehemaligen Remise – die aufgrund der Initiative von Jan und Katarzyna Burchardt wiederhergestellt worden ist und vom Verein „Dawna Wozownia“ betreut wird – wurde zur Erinnerung an die Opfer am 29. Juni eine Gedenk-

stätte eingeweiht. Susan Howes, die Tochter eines Soldaten, der neben anderen Orten auch im Lager Mielenz gefangen gehalten worden war, enthüllte die Gedenktafel. Sie gemahnt ausdrücklich auch an den „Todesmarsch“, den alle Gefangenen im Januar 1945 antreten mussten und der, wie Susan Howes unter Berufung auf das Zeugnis ihres Vaters berichtete, bis zum Kriegsende dauerte und unter entsetzlichen Bedingungen stattgefunden haben muss.

BELAGERUNG DER MARIENBURG

Turniere und heftige Gefechte zwischen tapferen Rittern, nächtliche Besichtigungen des Schlosses und die abendliche „Belagerung der Marienburg“, bei der Ereignisse des Sommers 1410 nachgespielt werden – an Attraktionen hat es dem dreitägigen Fest für Freunde der Living History auch in diesem Jahr nicht gefehlt. Dabei fand diese erfolgreiche Veranstaltung jetzt schon zum 20. Male statt. Das Fest wurde neuerlich von Aleksandr Krempecia vorbereitet

und lockte wieder viele Besucher an. In besonderer Weise kamen die Fans der TV-Serie *Korona królów* (Die Krone der Könige), die auch in Marienburg gedreht worden ist, auf ihre Kosten; denn einige der Filmliebhaber beteiligten sich an der Parade, die über die Straßen rund um das Schloss führte, und zeigten sich huldvoll ihrem Publikum.

DIGITALISIERUNG VON QUELLEN Dem Marienburger Stadtmuseum ist im Rahmen des Programms *Digitale Kultur 2019* ein finanzieller Zuschuss für sein Projekt „Marienburg/Malbork – Förderung des städtischen Kulturerbes“ gewährt worden. Gleichzeitig erhielt das Stadtmuseum den Auftrag, bis zum Ende des laufenden Jahres die Digitalisierung aller Dokumente und Exponate, die aus dem Hamburger Marienburg-Archiv des Heimatkreises nach Malbork verlagert worden sind, vorzunehmen und sie ab 2020 im Internet zur Verfügung zu stellen.

Thorn

FEST DER WEICHEL Mitte August fand in der Woiwodschaft Kujawien-Pommern schon zum dritten Male das Weichsel-Festival statt, das in Thorn, Leslau (Włocławek), Hermannsbad (Ciechocinek), Osiek a. d. Weichsel und Obrowo ausgerichtet worden ist. In allen Schwerpunkt-Orten wurden den Besuchern viele Attraktionen geboten. Neben der Vorführung alter, oft fast vergessener Handwerke konnten z. B. auch Gerichte aus der regionalen Küche probiert werden. Für musikalische Unterhaltung wurde durch zahlreiche Konzerte – von klassischen Werken bis zu Festivals von Volks- und Seemannsliedern – gesorgt. Kurse führten in den Bau von traditionellen Booten ein, und kleine kostenfreie Schiffsausflüge fanden großen Zuspruch. Herausragende Programmpunkte bildeten eine Schiffsparade auf der Weichsel und das Multimedia-Event „Licht-Wasser-Sound“ in Thorn. Freilich nahmen an dem Fest auch andere Ortschaften mit eigenen Beiträgen teil. In Nessau (Nieszawa) wurde beispielsweise eine HI. Messe für die Flößer bzw. Flissaken gefeiert; oder in Lentzen (Włęcz), Kr. Thorn, konnte man an einem – nach speziellen Rezepten zubereiteten – „Mennonitischen Frühstück“ teilnehmen.

JUSTIZ-PALAST Am Platz des Sieges macht der Bau des neuen Amtsgerichts erkennbare Fortschritte. Seine Nutzfläche wird etwa 17.000 m² betragen, und es wird über 40 Verhandlungssäle verfügen. Gegenwärtig sind verschiedene Verwaltungseinheiten des Gerichts noch innerhalb der Stadt auf fünf verschiedene Stellen verstreut. Nun werden endlich alle zwölf der insgesamt bestehenden Abteilungen einen gemeinsamen Ort finden. Dies wird sowohl für die Mitarbeiter als auch für die Bürger viele Vorteile bringen, zumal die Anlage über eine Tiefgarage verfügen wird und im unmittelbaren Umkreis weitere Parkplätze eingerichtet werden sollen. – Das neue Amtsgericht ist vom Danziger Architekturbüro „AA“ entworfen worden. Die Architekten bemühten sich, es

harmonisch in das städtebauliche Umfeld einzupassen; sie entschieden sich für das Konzept eines zeitgemäß-modernen Bürogebäudes, das in der gegenüberliegenden repräsentativen, aus dem Jahre 1904 stammenden Villa einen stilgeschichtlichen Kontrapunkt findet. Das Gebäude – mit repräsentativen Glasfassaden, großzügigen Verkehrsräumen sowie wärmehaltenden und optisch ansprechenden Holzverkleidungen – wird von der Warschauer Unternehmung *Warbud S.A.* errichtet. Die Eröffnung ist für 2021 geplant. Mit etwa 150 Mio. Złoty handelt es sich bei diesem Projekt übrigens um eine der größten staatlichen Investitionen, die seit Jahrzehnten in Thorn getätigt worden sind.

Piotr Olecki



Kultur-Informationen aus dem »Land am Meer«

SOMMERAKADEMIEN

Die Bemühungen, gerade auch während der Ferien- und Urlaubszeit mit interessanten Veranstaltungen aufzuwarten, spiegeln sich beispielsweise in „Sommerakademien“. So hatte das Museum von Danzig zu einer Vortragsreihe eingeladen, in der drei kunsthistorische, jeweils durch Sammlungsstücke des Museums illustrierte Themen behandelt wurden. Dabei kamen Tierdarstellungen in der Kunst, Marienbildnisse im Laufe von Jahrhunderten sowie Tisch- und Küchen-Stillleben in der niederländischen Malerei zur Sprache. – Als Begleitveranstaltung des Danziger Shakespeare-Festivals fand ebenfalls eine „Akademie“ statt: neben unterschiedlichen Workshops beschäftigten sich zwei polnisch- bzw. englischsprachige Vorträge einesteils mit Problemen der Übersetzung bekannter klassischer Dichtungen, andernteils mit den Werken von Zeitgenossen des berühmten Dramatikers und Lyrikers aus Stratford-upon-Avon. Zudem hatten Interessenten die Chance, Proben zu einzelnen Aufführungen beizuwohnen und danach – auf Englisch – mit den aus aller Welt stammenden Regisseuren und Schauspielern zu diskutieren.

LIMONADE IM FREIEN

Unter dem sommerlichen Titel „Limonade bei den Schwestern Horn“ hat das Archäologisch-Historische Museum in Elbing eine Reihe von sechs Vorträgen angeboten, die wegen der ungezwungenen Atmosphäre ebenso gut hätten „Plaudereien“ genannt werden können. Dabei gewannen die Zuhörer Einblicke in das bürgerliche Leben der drei künstlerisch und literarisch begabten Töchter des Elbinger Justizrates Carl Horn, denen die aktuelle Sonderausstellung des Museums gewidmet ist. Anhand von Photographien, Gemälden und ausgewählten Exponaten (wie z.B. historischen Puppen) wurden die Geschichte des Elbinger „Kamelhauses“, in dem die Schwestern Horn aufwuchsen, das Familienleben sowie Kinderspiele und Freizeitbeschäftigungen oder auch das in der damaligen Zeit noch sehr anstrengende Waschen von Wäsche erläutert; zudem konnten dank den Memoiren, die eine der Horn-Schwester, Margarete Wernick, hinterlassen hat, einzelne Erinnerungsorte der Stadt erschlossen werden. Bei gutem Wetter fanden die Treffen in einem stillen grünen Eckchen des Museumshofes statt, und den Gästen wurde eine nach altem Rezept hausgemachte Limonade serviert.

ARCHÄOLOGIE ERLEBEN



Das archäologische Museum in Danzig wird Besuchern erneut eine Gelegenheit geben, sich mit den Verfahren und Geheimnissen der archäologischen Forschung vertraut zu machen; es lädt auf den 8. und 9. September zu

einem „Weekend“ ein, an dem alle teilnehmen sollten, „die sich für Entdeckungen à la Indiana Jones und Lara Croft begeistern“. Die Freilichtveranstaltung steht unter dem Motto „In der Zeit verwoben“ (Zapętleni w czasie). Darunter können einerseits die historischen Schichtungen archäologischer Funde verstanden werden, andererseits aber metaphorisch auch jene Aktivitäten, die Teilnehmer – insbesondere Kinder – in einzelnen Workshops zum Flechten von Quasten und Körben sowie zum Weben eines Zierbandes entfalten können. Daneben gibt es eine Reihe weiterer Angebote, zu denen

spannende Vorträge zu einzelnen Forschungsprojekten – z.B. demjenigen zur steinzeitlichen Siedlung von Seehundfängern in Rutzau – oder auch die Präsentation der von Jerzy Marek Łapa aufgebauten größten Privatsammlung von historischen Kinderkreiseln gehört. Die Veranstalter hoffen, dass auch in diesem Jahr wieder Tausende von Interessierten den Weg ins Museum finden.

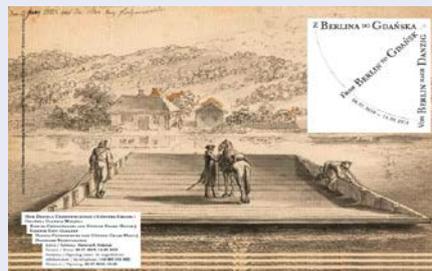
WO FORSCHER ZU FUSS HINGEHEN

Am 4. August gaben Archäologen des Elbinger Museums Einblicke in Probleme und Techniken ihrer konkreten Arbeiten vor Ort. Angekündigt wurde die Veranstaltung mit der vielsagenden Formulierung „Wo der Archäologe zu Fuß hingehet“; diese spielte sie auf die Tatsache an, dass die meisten Fundstücke, die während der Anfang der 1980er Jahre begonnenen archäologischen Ausgrabungen in der Elbinger Altstadt geborgen werden konnten, in Latrinen entdeckt wurden. An diesem „Tag der Archäologie“ wurden nun die im vergangenen Jahr gefundenen Objekte präsentiert; zudem berichtete Marek F. Jagodziński, der die wikingische Truso-Siedlung am Drausen-see ausgegraben hat, über die weiterhin laufende Suche nach dem Gräberfeld dieser Siedlung. Schließlich konnten die Besucher an einem archäologischen Rundgang durch die Altstadt, insbesondere auch zu den Fundstellen einzelner Artefakte, teilnehmen.

EXLIBRIS

In der „Sopoteka“, der Kunstgalerie der Zoppoter Bibliothek, fand im August die Ausstellung „Tiere der Ostsee“ statt. Gezeigt wurden dort die prämierten Arbeiten des zum neunten Male durchgeführten Wettbewerbs für Exlibris und andere graphische Miniatur-Formate. Dazu waren 470 Arbeiten von mehr als 200 professionellen Künstlern und Amateuren eingereicht worden. Die Exponate gewährten einerseits Einblicke in die bunte Welt der Ostsee-Fauna, die eine erstaunliche Vielfalt von Farben und Gestalten aufweist; andererseits gaben sie exemplarisch zu erkennen, wie geschmackvoll und mit welcher künstlerischen Perfektion zeitgenössische Exlibris entworfen werden können.

ZEIT-REISEN



Auf seiner Reise, die Daniel Chodowiecki 1773 von Berlin aus in seine Heimatstadt Danzig unternahm, führte er bekanntlich ein von ihm selbst illustriertes Tagebuch. Darauf beziehen sich Werke

der zeitgenössischen Danziger Künstlerinnen und Künstler Tomasz Kopcewicz, Agnieszka Piasecka, Barbara Piórkowska, Maciej Salamon und Małgorzata Żerwe, die im Chodowiecki-und-Grass-Haus, einer Abteilung der Danziger Stadtgalerie, gezeigt werden. Diese fünf schöpferischen Persönlichkeiten haben auf der gleichen Route wie Chodowiecki den Weg zwischen den beiden Städten zurückgelegt – und ihre Eindrücke dann mit den heutigen Mitteln der künstlerischen und literarischen Gestaltung festgehalten. Die Ausstellung „Von Berlin nach Danzig. Künstler auf den Spuren von Daniel Chodowiecki“, die noch bis zum 14. September läuft, lässt das ursprüngliche Tagebuch somit über die Zeiten hinweg in variationsreichen, wechselseitig gebrochenen Perspektiven erscheinen.

Joanna Szkolnicka



ZEUGEN DER EISENBAHN-GESCHICHTE

Das wiedererstandene Freilichtmuseum in Berent



Neben dem Museum des Berenter Landes und dem Akkordeon-Museum bietet Berent (Kościerzyna) eine weitere museale Attraktion, die sich allen Westpreußen-Reisenden – und keineswegs nur den Eisenbahn-Enthusiasten unter ihnen – für einen anregenden Besuch empfiehlt.



Die Kette klackt beim Einhaken. Mit einem freundlichen, aber bestimmten „Uwaga!“, was auf Polnisch bekanntlich so viel bedeutet wie „Achtung!“, tritt Michał Pakuła an den Führerplatz der Handhebel-Draisine, löst die Handbremse und betätigt den Antriebshebel. Ächzend und klirrend setzt sich das Gefährt mit den zwei Sitzbänken und den Sicherheitsgittern an der Seite in Bewegung und rollt langsam aus dem Lokomotivschuppen von 1929 heraus die Schienen entlang, deren Stoßlücken einem beim Befahren ins Kreuz pauken, in Richtung Südausfahrt des Bahnhofs Berent. Das Fahrzeug hat keinerlei Federung, und so spürt man das Eisenbahnfahren sozusagen hautnah.

Die Fahrt geht nur 300 Meter weit, dann betätigt Pakuła leicht und fast zärtlich die Handbremse. Der Leiter des Eisen-

1 – Blick in das Museumsgelände – links befindet sich ein Schmalspur-Zug.

2 – Museumsleiter Michał Pakuła fährt die Draisine vorsichtig über das Freigelände.

3 – Qiao aus Shanghai am Handhebel

4 – Diese ehemalige „52er“ der Deutschen Reichsbahn, die inzwischen wieder im alten Glanz erstrahlt, schien 2011 noch unrettbar verloren.



bahnmuseums weist mit der Hand auf eine aufgelegte Gleissperre, die den Museumsbereich gegen den Bahnhof abriegelt. Zudem ist hier das Tor geschlossen – niemand soll an dieser Stelle heraus- oder hereinkommen.

Die Renaissance des Museums

Rückblende ins Jahr 2010: Das Berenter Eisenbahn-Freilichtmuseum bestand vor allem aus einer sehr umfangreichen Fahrzeugsammlung, die sowohl normal- als auch schmalspurige Fahrzeuge umfasste; leider war der Stamm der früheren Mitarbeiter, fast alles ehemalige polnische bzw. kaschubische Dampflokkführer und -heizer, inzwischen derartig überaltert, daß eine Erhaltung des Lokomotiven- und Wagenparks aussichtslos erschien – mit achtzig Jahren klettert man nicht mehr auf einem Wagendach herum und kriecht auch nicht in eine Rauchkammer, um dort zu schmiegeln oder neu anzustreichen! Die Kräfte ließen nach, und junge Leute waren nirgends in Sicht. Die Besucherzahlen waren zudem in den letzten Jahren merklich zurückgegangen. So beschloss der Berenter Stadtrat mehrheitlich, das im alten Bahnbetriebswerk untergebrachte Museum zu schließen, abzureißen und das bestehende Gewerbegebiet um diese Fläche zu erweitern. Ein Supermarkt sollte hier entstehen mit einem großen Parkplatz.

In dieser Situation wandte sich der damals in Bayern neu entstandene PREUSSEN-KURIER dem Museum zu: Er be-

richtete im Frühjahr 2011 darüber und sandte einen melancholischen Abschiedsgruß, illustriert mit Fotografien, die die schönen Fahrzeuge, aber auch den fortschreitenden Verfall zeigten. Dieser Artikel wurde einige Monate später auch im WESTPREUSSEN nachgedruckt – und nun geschah ein kleines Wunder: Der in den beiden Heimatzeitungen erschienene Artikel fand irgendwie den Weg in den Berenter Stadtrat und löste dort eine regelrechtes Erdbeben aus. Nach einer nur kurzen, aber heftigen Debatte entschied der Rat, den früheren Beschluss mit sofortiger Wirkung auszusetzen und Möglichkeiten für den Fortbestand des Museums ernsthaft zu prüfen.

Ein Jahr später – und nach etlichen Gesprächen, an denen auch Eisenbahner der Landsmannschaften Ost- und Westpreußen beteiligt waren – war ein Konzept fertiggestellt und wurde tatsächlich auch zügig umgesetzt. Die Leidtragenden waren – wie regelmäßig in solchen Fällen – zunächst die hauptamtlich Beschäftigten des Museums: Sie mussten aus dem Vertrag mit ihrem bisherigen Arbeitgeber, der Polnischen Staatsbahn, ausscheiden und stattdessen bei der Stadt Berent in Dienst treten, wobei die Gehälter dann freilich auf etwa die Hälfte der bisherigen Bezüge gekürzt wurden. Das schmerzte sehr, doch es half, die Finanzierung und damit die Weiterführung des Museums zu sichern. Zudem waren Handwerker bereit, das Dach des Lokschuppens ohne Lohnkosten



wetterfest zu machen, Jugendliche fanden sich, die jeweils zwei Tage lang Fahrzeuge anstrichen, Rentner setzten die Wege zwischen den Gleisen in stand – plötzlich war ganz Berent solidarisch mit seinem Eisenbahnmuseum!

5a – Ein ehemaliger Berliner S-Bahn-Triebwagen, den die Deutsche Reichsbahn während des Krieges auf Stromabnehmerbetrieb umrüstete und der dann im Danziger Vorortverkehr eingesetzt wurde (Aufnahme aus dem Jahre 2011).

5b – Das aktuelle Foto (2019) zeigt nicht nur, dass die Exponate vorzüglich restauriert wurden, sondern dass die Ausstellung auf dem Freigelände auch sehr viel offener und einladender arrangiert worden ist.

6 – Ein weiteres Prachtstück der Ausstellung: die für Rangierdienste eingesetzte Parowóz (Dampflokomotive) TKB 2845. Diese Kennung entspricht derjenigen der deutschen bzw. preußischen Baureihe T2.

7 – Blick in den nachgebildeten Lazarettwagen



Ein Eichwagen – es handelt sich, wie die Inschrift „KPEV“ (Königlich Preußische Eisenbahn-Verwaltung) auf dem Achslagerdeckel zeigt, um einen echten „Preußen“.



Der Lokschuppen des Museums nach der Renovierung

Gleichzeitig sammelte man Ideen für eine behutsame Neugestaltung des Lokschuppens. Dieser stammte ursprünglich noch aus der Preußenzeit; nach dem Ersten Weltkrieg lag der Nebenbahnknoten Berent jedoch im Polnischen Korridor. Nun wurde hier die sogenannte „Kohlenmagistrale“ projektiert, eine Verbindungsbahn vom Oberschlesischen Revier zum Hafen Gdingen, der damals mit großen Anstrengungen ausgebaut wurde, um dem Danziger Hafen, der im Gebiet der Freien Stadt lag, einen konkurrenzfähigen Umschlagplatz entgegensetzen zu können. Die bis dahin bestehende kleine Berenter Lokstation war nicht mehr in der Lage, die nötigen Hauptbahn-Lokomotiven in ausreichender Zahl vorzuhalten, und so wurde bis 1929 (diese Jahreszahl steht noch heute am Lokschuppen) das Bahnbetriebswerk ungefähr in seiner noch heute erkennbaren Form errichtet.

Neuerdings ist im Schuppen wieder eine Werkstatt eingerichtet, in der die lebensgroße Figur eines Schmieds den Vorschlaghammer schwingt; zudem findet man dort jetzt eine Modellanlage des Bahnhofs Berent sowie mehrere Ausstellungsräume, in denen spannende Themen veranschaulicht werden. Es gibt beispielsweise eine detaillierte Ausstellung zu den Lazarettzügen des Roten Kreuzes, die so realitätsnah gestaltet ist, dass man spontan fast eine Gänsehaut bekommt. In einem anderen Raum befinden sich Exponate aus der früheren Eisenbahnzeit wie z. B. Signal- und Weichenlaternen, Rangierlampen mit Karbid- oder Petroleumbeleuchtung oder eine (leider noch unvollständige) Sammlung von Fabrikschildern, die früher an Lokomotiven und Wagen angebracht waren.

Erfolge und weitere Perspektiven

Michał Pakuła hat inzwischen den Rückwärtsgang eingelegt und fragt, ob jemand am Hebel mitarbeiten möchte. Qiao, eine junge Chinesin, die auf der Hinfahrt etwas skeptisch geschaut hatte, gibt sich einen Ruck, tritt an den Fahrplatz und betätigt den Hebel. Schon nach ein paar Metern Fahrt strahlt sie vor Begeisterung und möchte die Draisine immer stärker beschleunigen, aber der Chef bremst sie sachte aus – bei aller Fahr-Romantik hat die Technik ihre Tücken: Ein höheres Tempo wäre unter Umständen gefährlich, denn es sind immerhin Eisen und Stahl, die hier bewegt werden – und dies auch noch ganz ohne Sicherheitsgurte! Die Gesetze der Physik würden unerbittlich wirken ...

Diese Draisinenfahrten wurden ebenfalls erst im Rahmen der Neugestaltung eingeführt; dabei sollen sie als zusätzliche Attraktion auch ein bisschen zusätzliches Geld in die Kasse bringen und kosten deswegen einen kleinen Extra-Obulus – eine gute Idee, die von Anfang an eingeschlagen hat!

Wie soll es weitergehen im Berenter Eisenbahnmuseum? „Wir müssen vor allen Dingen für mehr Sicherheit sorgen“, sagt Pakuła. Sicherheit? Wieso, was soll denn hier unsicher sein? Der Museumsleiter grinst ein wenig gequält: „Wie Sie wissen, haben wir hier noch eine ganze Reihe Lokomotiven, die begehbar abgestellt sind – jeder kann da hinaufklettern,

QUELLE: HTTP://AUZEUMKOLEJNICTWA.COM.PL



**Bronzemodell der preußischen P8 (in Polen Ok1 genannt)
mit zusätzlicher Beschriftung in Braille-Schrift**

um Fotos zu machen oder sich selbst von seinen Begleitern fotografieren zu lassen! Aber was ist, wenn jemand, beispielsweise ein Kind, da herunterfällt, sich gar etwas bricht? Wir haben von der EU die Auflage, diese Gefahrenquelle zu beseitigen, was bedeutet, dass wir alle Lokomotiven bis zum nächsten Jahr ‚dicht‘ machen müssen, so daß sie von niemandem mehr bestiegen werden können!“ Schade eigentlich – das war gerade eines der Markenzeichen von Berent, dass man nach Belieben alle Lokomotiven und Wagen begehen konnte und dies auch durfte; hier hatte man praktisch die „Eisenbahn zum Anfassen“, hier ließ sich jedes Detail studieren. Eigentlich bedauerlich, dass „Brüssel“ dem nun ein Ende gesetzt hat.

Michał Pakuła dreht die Bremse fester an; mit leichtem Knirschen kommen wir im Tor der Fahrzeughalle zum Halten. Aussteigen, und zwar rasch, denn schon ist eine Schülergruppe dabei, die Plätze auf der Draisine zu entern. Wandertag vor den Schulferien – wer hat dafür schon ein so attraktives Museum in der Nähe? Be-neidenswerte Berenter Schüler!

Wir holen uns einen Kaffee und ein Eis. In der Nähe des Eingangs steht ein ausgemusterter Nebenbahn-Triebwagen, in dem sich ein Souvenirladen und ein kleiner Kiosk befinden. Hier gibt es Heiß- und Kaltgetränke sowie ein bisschen Süßkram, gerade richtig für den kleinen Hunger zwischendurch.

Ein letzter Rundgang zwischen den Fahrzeugen auf dem Freigelände: Die Beschriftungen sind deutlich und aus-

föhrlich, nur leider in Polnisch und (zunehmend) auch in Englisch. Warum nicht in Deutsch? Michał Pakuła hebt entschuldigend die Hände: „Ja, das ist ein echtes Problem – wir haben niemanden, der diese Sachen für uns korrekt übersetzen kann! Dolmetscher sein ist eine Sache, aber eine technische Übersetzung für Lokomotiven anfertigen, das ist etwas ganz anderes!“ Da hat er recht. Immerhin: bei fast allen Fahrzeugen werden die Erklärungen auf den Tafeln jetzt auch in Braille-Schrift gegeben! Solche Hilfestellungen für Blinde sind bislang nicht in jedem Museum Standard: alle Achtung! Hoffen wir, dass die Texte in absehbarer Zeit auch auf Deutsch erscheinen, immerhin kommen immer noch die meisten Westpreußen-Touristen aus der Bundesrepublik.

An der nördlichen Grenze des Geländes gelangt der Besucher schließlich zu einer Handweiche, die er selbst umstellen und an der er den Aufbau und die Funktion der Weiche mit ihren Verschlüssen kennenlernen kann. Dicht daneben eine Dampf-lokomotive mit aufgeschnittenem Kessel – das Innenleben der Dampfmaschine zeigt sich hier im Detail.

Schön ist es hier – friedlich, ruhig (Kinderlachen ist ja nichts Störendes), es gibt viel zu sehen, und man bewegt sich völlig ungezwungen zwischen all den Eisenbahn-Herrlichkeiten. Niemand hält einen auf, und wenn man auf Beschäftigte trifft, so nicken sie einem freundlich zu. Das Eintrittsgeld ist kaum der Rede wert: 8,- Złoty als normaler Preis, 6,- für Rent-

ner, Studenten und Schüler sowie 4,- pro Person in einer Gruppe. Geöffnet ist das Gelände ganzjährig täglich zwischen 10 und 18 Uhr, lediglich am Montag schließt es bereits um 16 Uhr.

Michał Pakuła schüttelt uns zum Abschied freundschaftlich die Hand: „Bis zum nächsten Mal – hoffentlich bald!“ Dieser freundlichen Einladung wollen und werden wir sehr gerne Folge leisten!

■ Rainer Claafsen



**An dieser Stelle fehlt auf der
Seitenwand des preußischen Loktenders
noch der KPEV-Adler.**

Bei unserem Gespräch äußerte der Museumsdirektor noch die folgende Frage: „Wir haben da einen Loktender aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, ganz klar ein ‚Preuße‘ – wir möchten ihn originalgetreu herrichten, aber uns fehlt der ‚KPEV-Adler‘, der die Seitenwände schmückte. Vielleicht hat einer von Ihren Lesern eine entsprechende Vorlage oder sogar ein Original, das wir reproduzieren können? Wir wären Ihnen sehr verbunden!“

Falls unsere Leser hier tatsächlich eine Möglichkeit sähen, Herrn Pakuła zu helfen, wären wir für entsprechende Hinweise, die wir dann gerne weiterleiten, sehr dankbar. DW

Die Adressen des Museums lauten:
Muzeum Kolejnictwa w Kościerzynie
(bzw. Skansen Parowozownia Kościerzyna)
ul. Towarowa 7
83-400 Kościerzyna
E-Mail:
parowozownia@koscierzyna.gda.pl
Website:
muzeumkolejnictwa.com.pl

EINLADUNG ZU SONDER- AUSSTELLUNGEN

... im Land an
der unteren
Weichsel



ZOPPOT Wie sich die Badegäste in den letzten Sommerferien vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs amüsierten, kann in der neuesten Sonderausstellung des Museums von Zoppot erkundet werden. Fotoaufnahmen, Fremdenführer, Anschlagzettel und Presseberichte sowie originelle Kleidungsstücke, Noten von Schlagern und Filmausschnitte veranschaulichen das Bade-, Kultur- und Gesellschaftsleben des Kurortes in dieser Zeit. Dabei wird zugleich – z. B. durch ein Foto des von Fackeln beleuchteten und mit Hakenkreuzfahnen „geschmückten“ Kurhauses – deutlich, dass und wie intensiv die Heiterkeit des Badeortes schon längst von politischer Propaganda überlagert wurde. Die Ausstellung *Cisza przed burzą. Lato 1939 w Sopocie* [Stille vor dem Sturm. Sommer 1939 in Zoppot] ist bis zum 15. September geöffnet. → muzeumsopotu.pl/pl/strona-glowna/

DANZIG 687 Gegenstände, die in der Zeitspanne von 2010 bis 2012 bei archäologischen Grabungen in Breslau entdeckt wurden, werden im Archäologischen Museum ausgestellt. Mannigfache Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs, von denen viele direkt aus den Buden der auf dem Neuen Markt handelnden Kaufleute stammen, sowie andere, die – wie eine höchst seltene Plombenzange – zu den Ausstattungselementen der dortigen Werkstätte gehörten, gewähren einen Einblick ins bunte Treiben einer wohlhabenden mittelalterlichen Stadt und eines wichtigen Verkehrsknotenpunktes. Zu den wertvollsten Artefakten zählen Schmuckstücke aus der Regierungszeit der Piasten-Herzöge und böhmischen

Könige: silberne Anhänger aus dem 11. Jahrhundert und goldene Ringe aus dem 12. bis 13. Jahrhundert. Daneben werden auch Spielzeug, hölzernes Geschirr und lederne Schuhe, aber auch Münzen, Pilgerplaketten oder Nürnberger Zinn-Kerzenständer präsentiert. Die Ausstellung *Wrocławski Nowy Targ* [Breslauer Neuer Markt] läuft bis zum 29. September. → archeologia.pl

DANZIG Das Nationalmuseum präsentiert aus seinen Beständen eine Sammlung von Kupferstichen von Heinrich Aldegrever (1502–1555/61) – einem hauptsächlich in Soest wirkenden Künstler, der zu der Gruppe der sogenannten westfälischen Kleinmeister gehört. Die mit großer Sorgfalt und Liebe zum Detail angefertigten Graphiken von Aldegrever gelten heute auf dem Kunstmarkt als ausgesprochene Rarität. Die umfangreichste, etwa 300 Kupferstiche umfassende Sammlung befindet sich im Westfälischen Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte in Münster. Gezeigt werden in Danzig u. a. Stiche aus dem Zyklus der „Großen Hochzeitstänzer“; zu ihm gehört ein Blatt mit den drei Posaunenbläsern, die den Aldegrever-Brunnen in Soest schmücken. Die Ausstellung *Wielki Mały Mistrz. Ryciny Heinricha Aldegrevera ze zbiorów Muzeum Narodowego w Gdańsku* [Der große Kleinmeister. Stiche von Heinrich Aldegrever aus den Sammlungen des Danziger Nationalmuseums] kann bis zum 29. September besichtigt werden.

→ mng.gda.pl

... im
deutschen
Sprachraum

DÜSSELDORF Zum Gedenken an den 80. Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs wird im Polnischen Institut vom 12. bis zum 26. September eine von Jacek Kubiak kuratierte Ausstellung gezeigt, die sich des schwierigen Themas der polnischen

Vertriebenen von 1939, den „Deportationen von polnischen Bürgern aus den ins Dritte Reich eingegliederten Gebieten“, annimmt. Die Vertreibungen von Polen bereits zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 wurden lange Zeit nicht thematisiert und haben bis heute keinen angemessenen Platz im historischen Gedächtnis der Polen, ganz zu schweigen von demjenigen der Deutschen, gefunden. Von diesen Vertreibungen waren insgesamt etwa 700.000 Personen betroffen. 400.000 von ihnen wurden ins Generalgouvernement abgeschoben, weitere 300.000 wurden innerhalb der annektierten Gebiete umgesiedelt. Diese zweite Form der erzwungenen Migration bezeichneten die Nationalsozialisten als „Verdrängung“ der Polen. – Zu dieser Ausstellung ist ein deutschsprachiger Katalog erschienen. (Polnisches Institut Düsseldorf, Citadellstrasse 7, 40213 Düsseldorf → polnisches-institut.de)

MÜNCHEN Unter dem Titel *Faszination Bernstein – Momentaufnahmen aus einer vergangenen Zeit* veranstaltet das Paläontologische Museum bis zum 31. Oktober eine Foto-Sonderausstellung. Im Mittelpunkt stehen Fossileinschlüsse von Tieren und Pflanzen in Baltischem Bernstein aus der Sammlung von Adolf Freiherr Bachofen von Echt (1864–1947). Die vor 60 Jahren erworbene Kollektion dieses

österreichischen Industriellen und paläontologischen Privatgelehrten soll damit aus ihrem „Dornröschenschlaf“ erweckt werden. Gezeigt wird eine Auswahl großformatiger Fotos, die mit modernster digitaler Mikroskop-Technik aufgenommen wurden. Dabei werden in Bernstein eingeschlossene, oft mikroskopisch kleine Insekten, Spinnentiere, Tausendfüßer und andere wirbellose Tiere, Pflanzen und Pilze, aber auch Raritäten wie Schnecken, Vogel-Federn oder Säugetier-Haare gezeigt. – Begleitend zur Ausstellung ist eine Broschüre mit einer Vielzahl fotografischer Aufnahmen erhältlich. (Paläontologisches Museum München, Richard-Wagner-Str. 10, 80333 München → bspg.palmuc.org)

LICHTENAU-DAHLHEIM Fand die Mondlandung nur im Filmstudio statt? Lenken die Freimaurer die Geschicke der Welt? Und sollen uns Kondensstreifen am Himmel vergiften? Verschwörungstheorien sind ein wiederkehrendes Phänomen in der Geschichte der Menschheit. Gerade auch heute, im Zeitalter von „alternativen Fakten“, greift der Glaube an vermeintliche Verschwörungen vermehrt um sich. Doch was macht die Faszination dieser Theorien aus? Wie abwegig sind sie? Und wer steckt dahinter? Das LWL-Landesmuseum für Klosterkultur, die Stiftung Kloster Dahlheim, versucht in einer – noch bis zum 22. März 2020 geöffneten – Sonderausstellung der Entstehung, Funktion, Wirkungskraft und Verbreitung von *Verschwörungstheorien – gestern und heute* auf den Grund zu gehen. (Stiftung Kloster Dalheim, Am Kloster 9, 33165 Lichtenau-Dalheim → www.lwl.org/LWL/Kultur/kloster-dalheim)



ZEITGEMÄSSER PERSONENVERKEHR – IMPULS FÜR DIE REGIONALE WIRTSCHAFT – TOURISTEN-MAGNET:

Die Haffuferbahn von Elbing nach Braunsberg

von Magdalena Pasewicz-Rybacka

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurden in dem bis dahin beschaulich-ruhigen Landstrich am Frischen Haff Eisenbahngleise verlegt, und in den kleinen Städten und Dörfern hörte man nun das Pfeifen und Klappern von Dampflokomotiven; denn im Jahre 1899, am 7. September, war der Betrieb der Haffuferbahn auf der kompletten, von Elbing bis nach Braunsberg führenden Strecke aufgenommen worden. Seitdem fahren die Züge über hundert Jahre das Haffufer entlang, und das 120. Jubiläum jener Eröffnungsfahrt bildet einen trefflichen Anlass, die Geschichte der regional bedeutenden „HUB“ Revue passieren zu lassen.

Die Inbetriebnahme der malerisch gelegenen Haffuferbahn bildete den erfolgreichen Abschluss der langjährigen Bemühungen von vielen Förderern. Von dieser neuen Verkehrsverbindung profitierte nicht nur die einheimische Bevölkerung, sondern auch die lokalen Industrieunternehmen, und dem Tourismus eröffneten sich ebenfalls neue Perspektiven. Die Eisenbahnstrecke wurde zu einem bestimmenden Element der Haff-Landschaft und für Elbing zu einem regelrechten Wahrzeichen der Stadt. Freilich hatte sie auch beständig mit Problemen einer mangelnden Rentabilität zu kämpfen. Vor dem Ersten Weltkrieg nutzte Kaiser Wilhelm II. die Bahn für seine Reise in die Sommerresidenz in Cadinen. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm die polnische Verwaltung die

Linie und führte den Betrieb jahrzehntelang fort. Inzwischen fährt die HUB schon seit einigen Jahren nicht mehr – die Bewohner der Region haben sie aber immer noch in Erinnerung behalten und denken ein wenig wehmütig an diese Zeit zurück.

Vom Projekt bis zur Realisierung

Die ersten Vorhaben zum Bau einer Eisenbahnlinie am Ufer des Frischen Haffs entstanden während der Planung der Ostbahn in den 1840er Jahren. Einer der Abschnitte dieser Magistrale sollte durch Elbing, Tolkemit, Frauenburg und Braunsberg führen. Diese Überlegungen wurden von den lokalen Behörden allerdings abgelehnt, weil sie nicht bereit waren, kostenlos Grund und Boden für den Bau zur Verfügung zu stellen. Deshalb wurde diese



Ernst Gottlieb Hantel
(etwa um 1905, Archiv von Familie Hantel)



Eisenbahnverbindungen zwischen Elbing und Braunsberg – die Haffuferbahn und die Strecke der Ostbahn, Anfang des 20. Jahrhunderts (aus dem „Fremdenführer durch Elbing und Umgegend“, Elbing 1905)

Strecke weiter südlich geführt: durch Schlobitten und Güldenboden. Diejenigen, die den Bau der Strecke befürwortet hatten, hauptsächlich ortsansässige Unternehmer und Grundbesitzer, blieben sich jedoch weiterhin der Vorteile bewusst, die eine solche Investition mit sich brachte. Ihr Konzept zielte vornehmlich darauf hin, den lokalen Fabriken, Ziegeleien und Mühlen einen Eisenbahnanschluss zu verschaffen und den aufkommenden Fremdenverkehr weiter zu fördern. Aus diesem Grunde wurden ab den 1870er Jahren wiederholt Petitionen an die Regierung in Berlin gerichtet, in denen darum ersucht wurde, auf Staatskosten eine Eisenbahn entlang des Haffufers zu bauen. Diese Anträge wurden allerdings regelmäßig abgelehnt.

Neue Perspektiven eröffneten sich erst im Jahre 1892. Zu dieser Zeit wurde das „Gesetz über Kleinbahnen und Privatanschlußbahnen“ erlassen. Diese neue Art von Eisenbahnverbindungen sollte Nachbarkreise oder -gemeinden miteinander verknüpfen und einen Zugang zu den Hauptstrecken bieten. Im Vergleich zu Vollbahnen waren die technischen Anforderungen an Kleinbahnen weniger restriktiv, weshalb deren Errichtung wesentlich billiger war. In dieser Lösung sahen die Verfechter einer Linie, die an der Haffküste entlangführte, eine neue Chance und beschlossen, für den Bau private Investoren zu gewinnen. Noch im selben Jahr wurde das Komitee für die Erbauung einer Haffuferbahn gegründet. Es nahm eine Kooperation mit dem Unternehmen Lenz & Co. auf, das seinen Sitz in Stettin hatte und sich seit seiner Gründung im Jahre 1892 bald als bedeutender Konzern für Neben- und Kleinbahnen etablierte. Lenz & Co. sollten

die Anlage errichten und die Hälfte der Kosten übernehmen. In den folgenden Jahren wurden vom Staat und von lokalen Behörden die notwendigen Genehmigungen eingeholt sowie auch Subventionen eingeworben. Am 12. August 1896 wurde schließlich als erstes privates Kleinbahnunternehmen in Ost- und Westpreußen die HAFUFERBAHN-ACTIEN-GESELLSCHAFT mit Sitz in Elbing gegründet. Den Vorsitz übernahm der Aktivste unter den Initiatoren des Projekts, Ernst Hantel, ein Mühlenbesitzer aus Frauenburg, der diese Position für die nächsten 20 Jahre innehatte. Das Anlagekapital betrug 2.750.000 Mark und umfasste 2.750 Aktien zu je 1.000 Mark. Hauptaktionär war die Firma Lenz & Co., die 75 % der Anteile übernahm, aber auch einzelne Kommunalverwaltungen und Privatpersonen waren am Kapital beteiligt.

Nachdem die staatlichen Genehmigungen vorlagen und die notwendigen finanziellen Mittel zur Verfügung standen, konnte jetzt endlich mit der Realisierung der Pläne begonnen werden. Der erste Spatenstich wurde am 2. November 1897 bei Frauenburg vollzogen. Die Arbeiten wurden vom Baumeister Ernst Baum geleitet. Während der näch-

sten Monate hatte die Gesellschaft mit unerwarteten Problemen zu kämpfen, durch die die Investitionskosten erheblich erhöht wurden. Dabei schlug insbesondere zu Buche, dass in den Kalkulationen die Preise für den anzukaufenden Grund und Boden viel zu niedrig angesetzt worden waren. Dies betraf sowohl den Landkreis als auch – nochmals verschärft – die Stadt Elbing selbst, weil hier die Strecke ursprünglich in den östlichen Vorstädten verlaufen sollte, dann aber mit-



Gründeraktie der Haffuferbahn-AG vom 1. April 1899



Werbeanzeige zur Eröffnung des Restaurants im Bahnhof Elbing Stadt (aus: „Altpreußische Zeitung, Elbinger Tageblatt“, Jg. 51, Nr. 237 vom 8. Oktober 1899)

ten durch die Innenstadt geführt wurde. Aufgrund der Kostensteigerung mussten Hypothekendarlehen in Höhe von insgesamt 1.790.000 Mark aufgenommen werden.

Die Bauarbeiten wurden nach eineinhalb Jahren abgeschlossen. Am 20. Mai 1899 wurde der Personenverkehr zunächst auf der Strecke von Elbing bis nach Frauenburg aufgenommen. Der vollständige Betrieb vom Staatsbahnhof Elbing bis zum Endpunkt Braunsberg begann dann am 7. September 1899. Vier Tage später – am 11. September – organisierte der Vorstand des Unternehmens zur Eröffnung offizielle Feierlichkeiten, zu denen viele Ehrengäste geladen wurden. Die Teilnehmer fuhren die gesamte Strecke in einem festlich geschmückten Zug, der an den einzelnen Stationen verweilte, weil dort Reden gehalten wurden, Orchester aufspielten und in den Bahnhofsrestaurants lukullische Speisen genossen werden konnten.

Die Haffuferbahn bis zum Zweiten Weltkrieg

Den täglichen Betrieb leitete und beaufsichtigte die Bahnverwaltung, die ihren Sitz in der Brandenburgerstraße 5 in Elbing genommen hatte. Als Direktor wirkte zunächst Hermann Eschment. Ihm folgte ab 1901 Otto Wolff nach. In der Zwischenkriegszeit wurde diese Funktion von Otto Rieseler wahrgenommen, der als sehr tatkräftiger und ideenreicher Bahnverwalter in Erinnerung geblieben ist.

Jeden Tag befuhren die Züge die 48,3 km lange Strecke entlang des Haffufers. Anfangs verkehrten täglich drei bis vier Zugpaare zwischen Elbing und Braunsberg sowie auf einigen kürzeren Teilstrecken. Die Geschwindigkeit der Züge stieg allmählich von 20 auf 30 km/h, und eine Fahrt über die gesamte Distanz dauerte zunächst durchschnittlich zwei Stunden und zwanzig Minuten. In der Zwischenkriegszeit fuhr die Eisenbahn sechs- bis achtmal am Tag, und die Reisezeit betrug jetzt nur noch etwas mehr als eineinhalb Stunden. Die immer noch geringe Geschwindigkeit, die die Kleinbahn erreichen konnte, gab den Einwohnern von Elbing Anlass, auf die HUB bekannte Scherze über die Gemütlichkeit solcher Züge zu übertragen. Deshalb hieß es auch hier, dass man in den Wagen doch lieber Verbotstafeln mit der Inschrift „Blumen pflücken während der Fahrt verboten!“ anbringen sollte.

Der erste Streckenabschnitt in Elbing – zwischen dem Staatsbahnhof und dem Haffuferbahnhof – war mit wenigen Ausnahmen vom Personenverkehr ausgenommen. Die Elbinger nutz-

Fahrplan der Haffufer-Bahn.
Ab 1. Oktober 1899.

		Anschlüsse.					
		ab	an	1232	1232	530	1203
		ab Danzig	an	1111	1125	D	344
		an Elbing	ab	1088	1066	D	309
346	1030	236	1016	138	1231		
407	1032	250	1002	122	1218		
		ab Elbing	an	152	1130		
		an Elbing	ab	1207	851		
		ab Elbing	an	1104	725		
km	Zug		Stationen.	Zug			
	1	3		2	4	5	6
	h. u. m.	h. u. m.		h. u. m.	h. u. m.	h. u. m.	h. u. m.
—	600	1140	ab Elbing Stadt	an	819	100	905
1,8	610	1150	Engl. Brunnen		810	1251	856
6,5	620	1202	Dornbusch		800	1240	845
8,5	625	1209	Wogenab		765	1234	839
11,65	632	1223	Steinort		748	1226	831
13,05	639	1232	Heimansfelde		741	1214	823
15,10	648	1243	Succaje I		732	1204	813
15,60	651	1248	Succaje II		729	1200	808
16,80	657	1256	Banflau		723	1153	801
22,10	709	109	an Tollmit	ab	710	1138	745
—	717	119	ab Tollmit	an	702	1127	737
25,65	725	127	Wied Forsthaus		655	1130	730
28,00	731	135	Kaufenthal-Wied		649	1114	724
33,60	742	146	an Frauenburg	ab	637	1100	710
—	745	156	ab Frauenburg	an	634	1052	627
36,95	753	204	Banflau		627	1045	620
39,95	800	211	Stangendorf		620	1038	613
43,37	808	222	Braunsbg. Oberth.		612	1030	605
46,07	813	227	an Braunsbg. Ostbhf.	ab	604	1020	555
		Anschlüsse.					
		ab Braunsberg	an	—	922	1005	524
		an Königsberg	ab	—	802	908	405
		ab Braunsberg	an	—	823	1107	238
		an Güttenboden	ab	—	734	1017	140
		ab Braunsberg	an	—	824	503	
		an Wehlisd.	ab	—	722	350	

Bemerkung. Die Zeiten von 600 Abends bis 560 Morgens sind durch Unterstreichen der Minutenzahlen gekennzeichnet.
Die Züge halten auf den Stationen nur bei Bedarf.
Ostdeutsche Kleinbahn-Aktien-Gesellschaft.

Winterfahrplan der Haffuferbahn ab 1. 10. 1899 (aus: „Altpreußische Zeitung, Elbinger Tageblatt“, Jg. 51, Nr. 224 vom 23. September 1899)



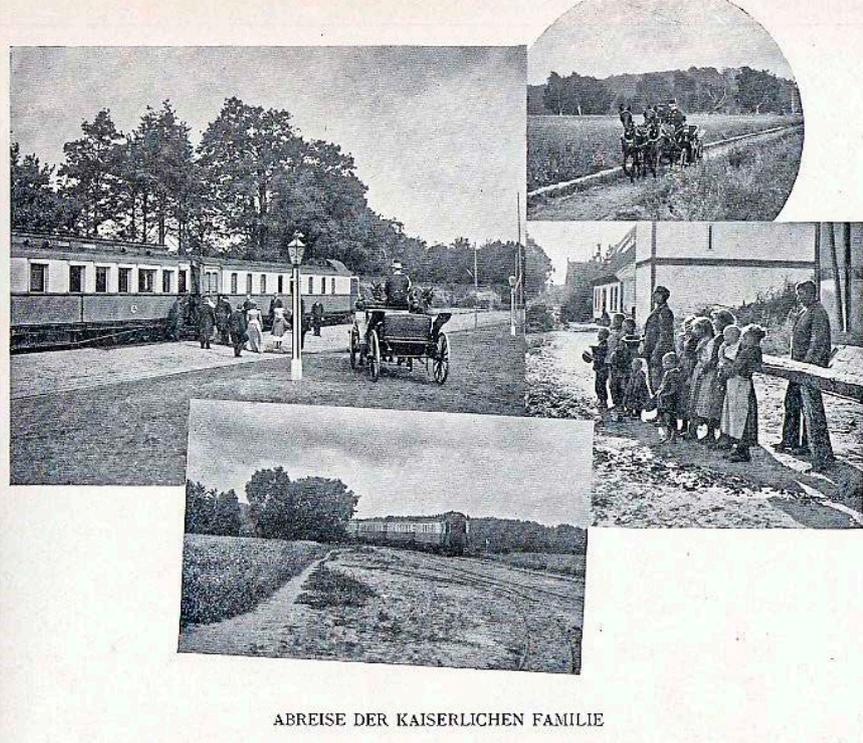
Verlauf der Haffuferbahn in Elbing (aus dem „Pharus-Plan“ von Elbing, 1929)

ten die Bahnstation im Norden der Stadt, wo sich am Exerzierplatz, dem späteren Carlson-Platz, das eindrucksvolle Gebäude mit dem Restaurant von George Speiser befand. Dort konnte man Fahrpläne und Fahrkarten kaufen. Zusätzlich zu den einfachen Fahrkarten hatten Reisende die Wahl zwischen verschiedenen Ermäßigungstickets: Rückfahr-, Ausflugs-, Arbeiterwochen- oder Schülerfahrkarten. Sehr beliebt waren Marktkarten, die zur Fahrt zum nächsten Markt und sonntags zur Kirche berechtigten. Von Elbing aus verliefen die Gleise nach Norden und dann am Ufer des Haffs entlang bis zur Endstation in Braunsberg.



Der Haffuferbahnhof Elbing Stadt (etwa 1910)
(aus: „Der Pangritz Kurier“, Jg. 26, Nr. 2, Juni 2002)

Der Kaiserzug in Cadinen (aus: „Der Pangritz Kurier“, Jg. 32, Nr. 2, Juni 2010)

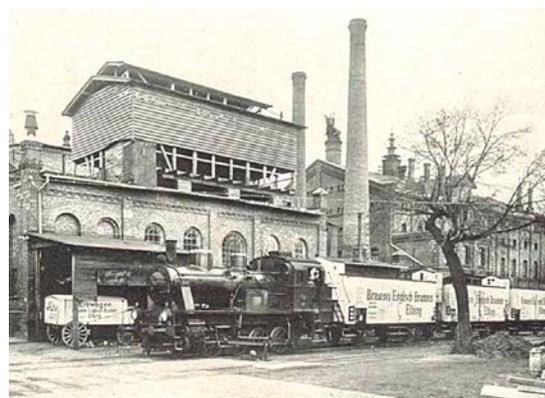


ABREISE DER KAISERLICHEN FAMILIE

Die einerseits reizvolle Lage der Kleinbahn brachte andererseits aber auch viele Probleme mit sich. Die größte Gefahr bildete die Wassernähe, denn die Fluten des Frischen Haffs griffen immer wieder die Bahndämme an, die ständig verstärkt werden mussten. Die ersten Überschwemmungen traten bereits im Oktober und Dezember 1899 ein. Der Schaden war so groß, dass der Zugverkehr sogar zeitweilig eingestellt werden musste. Im Winter führte starker Schneefall ebenfalls zu Betriebsstörungen, weil Schneeverwehungen das Durchkommen der Lokomotiven erschwerten; und im Frühjahr konnten sich auch noch Eisschollen bilden, die sich auf den Gleisen zu unüberwindlichen Barrikaden aufschichteten. Auf dem östlichen Streckenabschnitt wiederum, in Lisettenhof bei Braunsberg, hatte das Unternehmen jahrelang gegen den sumpfigen Boden anzukämpfen, der gegen Erdbeben gesichert werden musste. Die Milderung bzw. Überwindung all dieser Schwierigkeiten machten Jahr für Jahr erhebliche finanzielle Aufwendungen der Gesellschaft notwendig.

Bei den Haltestellen kam Cadinen eine Sonderstellung zu. Dieser Ort, in dem sich ab 1898 die Sommerresidenz von Kaiser Wilhelm II. befand, war auf Ersuchen der örtlichen Verwaltung vom öffentlichen Verkehr ausgenommen und diente exklusiv der kaiserlichen Familie. Deshalb tauchte Cadinen auch nicht in den Fahrplänen auf, und Passagiere, die dorthin wollten, mussten bereits in Panklau aussteigen und zu Fuß weitergehen. Nach mehrjährigen Streitigkeiten zwischen der HAFUFERBAHN A. G. und der Cadiner Verwaltung wurde das Verbot allerdings aufgehoben. Seitdem konnten Reisende auch diese Haltestelle nutzen – außer in den Zeiten, in denen sich die kaiserliche Familie in Cadinen aufhielt. Dieser eigene Charakter der Haltestelle änderte sich naturgemäß nach dem Ersten Weltkrieg, als die Ortschaft in Staatsbesitz überging.

Die Haffuferbahn diente freilich nicht nur den Einwohnern, sondern gab auch der lokalen Industrie wichtige Impulse zur Weiterentwicklung. Nachdem der Betrieb angelaufen war, sorgten etliche Firmen für eigene Anschlüsse. Insgesamt wurden etwa dreißig Anschlussgleise gelegt – darunter etwa ein Dutzend in



Anschlussgleis zur Brauerei Englisch Brunnen mit werkseigenen Kühlwagen (aus: „Der Pangritz Kurier“, Jg. 32, Nr. 2, Juni 2010)

Elbing –, deren Gesamtlänge fast 10 km betrug. Über solche Anschlüsse verfügten beispielsweise die *Schichau-Werke*, die *Brauerei Englisch Brunnen*, die auch über eigene, weiße Kühlwagen verfügte, die *Zigarrenfabrik Loeser & Wolff*, die *Likörfabrik Haertel & Co.*, die *Metallwarenfabrik Zillgitt & Lehmké*, die *Maschinenfabrik F. Komnick* oder das *Ostpreußenwerk*. Doch nicht nur die großen Industriebetriebe erkannten das Potenzial der Kleinbahn. Nebengleise entstanden auch in den kleinen Ortschaften am Frischen Haff, denen sie den Zugang zum zeitgemäßen Güterverkehr eröffneten. So verfügten auch zwölf Ziegeleien entlang der Haffküste, die Häfen in Tolkemit und Frauenburg, die Thonwerke in Luisenthal-Wieck oder die Preßtorffabrik in Sankau über eigene Nebengleise.

Ausflüge mit der Haffuferbahn

Ganz besonders dankbar ist ein Besuch der Haffküste mit der Haffuferbahn (Bahnhof am Kl. Exerzierplatz). Auch hier nimmt die Fahrt in den elegant eingerichteten Aussichtswagen durch die Aussicht nach dem Haff und der Frischen Nehrung sowie nach den Abhängen der Haffküste die Aufmerksamkeit des Reisenden so sehr in Anspruch, daß er schon von der Fahrt vollkommen befriedigt ist.



Haffuferbahn-Ansichtskarte von 1904

Dies schrieb der Autor des *Fremdenführers durch Elbing und Umgegend* von 1905. Aufgrund ihrer besonderen Lage wurde die Haffuferbahn schnell zu einer Hauptattraktion des regionalen Fremdenverkehrs. Die weitgehend direkt am Ufer verlaufende Kleinbahn bot Ausblicke, die beim Fahren oder Wandern auf der Straße nicht möglich waren. Den besten Zeitraum für solche Ausflüge bildete der Frühling, insbesondere während der Kirschaublüte, in der die Obstgärten zwischen Steinort und Panklau einem weißen Blütenmeer glichen. In diesen Wochen strömten die Fahrgäste dank der Kleinbahn in die Ortschaften am Haff, insbesondere nach Succase, um die Pracht zu bewundern.

Neben dem Vergnügen des Reisens selbst und dem Genuss der pittoresken Landschaft bot die Haffuferbahn zudem eine bequeme Anreise zu den bekannten Anziehungspunkten für Ausflügler. Dazu gehörten Cadinen, wo das Kaiserschloss besichtigt werden konnte, Panklau mit den berühmten „Heiligen Hallen“, wie die dortigen hochstämmigen Buchenwälder genannt wurden, sowie die Station Wieck Forsthaus, von der aus der „Heilige Stein“, der vor der Küste liegende große Findling, leicht zu erreichen war. Auch Frauenburg und Braunsberg mit ihren Bau- und Kulturdenkmälern waren für Touristen höchst attraktiv; und nicht zuletzt zog auch Tolkemit die Besucher an, weil sich mit dem Dampfschiff von dort aus der Badeort Kahlberg auf der Gegenseite des Frischen Haffs, auf der Nehrung, erreichen ließ. Die Verbindungen über das Haff wurden von der *Dampfschiffs-Reederei A. Zedler* und in der Zwischenkriegszeit auch von der *Reederei Schichau* bedient.

**Werbeanzeige der
Reederei Schichau**
(aus: „Westpreußischer
Verkehrswart. Verkehrsführer durch die Städte
Elbing, Marienburg,
Marienwerder, Dt. Eylau, Riesenburg und
Stuhm“, Jg. 11, Heft 14,
16.–31. Juli 1936)



Die Zeit ab 1939

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde der Normalbetrieb der Haffuferbahn nachdrücklich beeinträchtigt. Militärtransporte nahmen erheblich zu, denn die Kleinbahn wurde als günstige Alternative zur längeren Strecke der ehemaligen Ostbahn genutzt: Sie erleichterte nicht nur eine schnellere, sondern auch direktere Verbindung zwischen den Garnisonen in Elbing und Braunsberg. Außerdem verkehrten während des Krieges an Werktagen vier und an Sonn- und Feiertagen fünf Personenzug-Paare. Zu den Fahrgästen gehörte bis kurz vor dem Einmarsch der sowjetischen Armee in das Haffufergebiet auch regelmäßig Prinz Louis Ferdinand, der Enkel Wilhelms II. und letzte, noch aus der kaiserlichen Familie stammende Besitzer des Schlosses Cadinen. 1945 fand die Haffuferbahn dann, nachdem sie 45 Jahre lang eine eigenständige Betriebseinheit des deutschen Eisenbahnnetzes gebildet hatte, ihr Ende.

Nachdem die Kriegszerstörungen behoben worden waren, kehrten die Züge auf die Strecke zurück. Die Bahn war wieder sehr beliebt, sowohl bei Einheimischen als auch bei Touristen, die an der Haffküste Erholung und Entspannung suchten. Zudem nutzten die Häfen sowie die Unternehmen und Betriebe den Schienenverkehr auch weiterhin intensiv. Nachdem 1958 die Innenstadt-Strecke vom Hauptbahnhof bis zur Station Englisch Brunnen geschlossen worden war, wurde in den Jahren von 1975 bis 1982 in den westlichen Vororten eine neue Eisenbahnumfahrung zum Hauptbahnhof gebaut. Die Anzahl der Züge erhöhte sich wieder schrittweise, und modernere Fahrzeuge kamen zum Einsatz, wodurch sich die Geschwindigkeit der Züge weiter steigern ließ.

Mit der Zunahme des Autoverkehrs allerdings verschlechterten sich die Bedingungen für den Bahnbetrieb allmählich. Versuche, dieser Abwärtsspirale durch eine Reduzierung des Fahrplans Einhalt zu gebieten, blieben wirkungslos, so dass die unzureichende Rentabilität im Jahre 2006 zur endgültigen Einstellung des Zugverkehrs führte. Auch gut gemeinten Wiederbelebungsversuchen, die bis in die jüngste Zeit hineinreichen, ist regelmäßig kein Erfolg mehr beschieden gewesen. Deshalb fahren heute auf der Strecke der ehemaligen Haffuferbahn nur selten einzelne Sonderzüge: Eisenbahn-Enthusiasten organisieren dann noch einmal eine nostalgische Reise in die Zeit, in der das Schlagen der Eisenbahnräder den Lebensrhythmus der Menschen an der Haffküste prägte.



Zeuge einer vergangenen Zeit:
Das Bahnhofsgebäude von Tolkemit

FOTO: MAGDALENA PASEWICZ-RYBACKA

IN DEN BLICK GENOMMEN

Christopher Spatz

Heimatlos – Friedland und die langen Schatten von Krieg und Vertreibung

Ellert & Richter Hamburg 2018

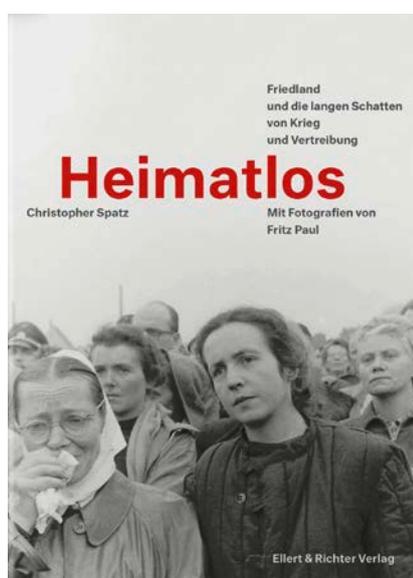
FRIEDLAND – seit 1945 steht dieser Name im kollektiven Gedächtnis der Deutschen als Chiffre für Heimatverlust und Übergang zwischen den Welten. Hier wechselten Millionen Menschen von Ost nach West, aus einer schreckensvollen Vergangenheit in eine ungewisse Zukunft. Dieser Schnittstelle in einem gigantischen Transferprozess, an dessen Ende kaum ein Betroffener „heimkehrte“, setzt der Historiker Christopher Spatz mit dem Band *Heimatlos* ein großartiges Denkmal. Dabei konzentriert er sich auf die 1950er und 1960er Jahre. Ergänzt werden Dokumentation und Kommentar durch zum großen Teil bisher unveröffentlichte, eindrucksvolle Fotografien des gebürtigen Ostpreußen Fritz Paul, eingeführt in die Thematik wird mit einer Kurzgeschichte von Arno Surminski.

Im Angesicht von Schuld, Opfern und Verlust stand das durch seine geografische Lage in der Mitte Deutschlands, direkt an der Zonengrenze, als Grenzdurchgangslager prädestinierte Friedland in den Nachkriegsjahrzehnten *pars pro toto* für die Seelenlage Westdeutschlands. Ob Spätheimkehrer, trauernde Soldateneltern und -bräute, Vertriebene, Flüchtlinge – alle fanden sich wieder als Opfer, die Sorgen des Einzelnen wussten sich an diesem Ort in Gemeinschaft. Für die

Eintreffenden bedeutete das Lager ein Durchatmen, aber auch Abschied und Endgültigkeit. Wie sich im Spannungsfeld aus menschlichen Schicksalen, politischer Inanspruchnahme und medialem Echo der Mythos Friedland entwickelte, macht Christopher Spatz am Alltagsgeschehen im Lager mit Hilfe von Zeitzeugendarstellungen deutlich. „Friedland ist der erste und, mit Ausnahme des Wiedersehens mit den Meinen, der stärkste Eindruck, den die Freiheit mir gab“, wird ein Heimkehrer zitiert. Wie Helden wurden sie empfangen, doch die Heimkehrer empfanden sich nicht als solche, wehrten entsprechende Vereinnahmung durch die Presse ab, so gut es möglich war, und erstrebten vor allem ihren baldigen Neuanfang in Selbstständigkeit. Als Beweis für die große, vor den Männern liegende Aufgabe der Eingliederung wird eine Situation nach dem Eintreffen eines neuen Transports geschildert. Einer der Heimkehrer tritt nach vorn, um für seine Kameraden zu sprechen und sich für den ergreifenden Empfang zu bedanken, und beginnt seinen Part mit „Volksgenossen“. Dem Mann fehlten zehn Jahre seines Lebens, er wusste nicht, dass das Wort inzwischen gestorben war. Alle, die dabei waren, spürten in diesem Augenblick, dass sich in diesen zehn Jahren mehr geändert hatte als nur die Worte, spürten, wie unendlich viel noch vor den Heimkehrern lag. Auch auf das besonders schwere Los von Heimkehrerinnen, die gezeichnet von jahre-

langer Männerarbeit, häufig auch von Vergewaltigung und/oder Verlust eines Kindes traumatisiert, kaum eine Chance auf Partnerschaft und Familie in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft hatten, wird eingegangen.

Die Dichte von Leid und herzlicher Freude, Elend, Hilfsbereitschaft und Zusammenhalt ist besonders in den Aufnahmen des Fotoreporters Fritz Paul erkennbar, die intensive, teils überraschende Eindrücke von Lagerorganisation, Alltag und herausgehobenen Ereignissen vermitteln. Ob es die voller Hoffnung und Sorge auf einen ankommenden Transport wartende Menschenmenge mit in die Höhe gehaltenen Namensschildern ist, die kleine Familie, die sich gerade wiedergefunden hat, oder der Spätheimkehrer mit der aus Russland mitgebrachten jungen Katze auf dem Arm – alle Bilder weisen Nähe und Tiefe auf, zeugen vom Respekt, den der Fotograf seinen Motiven erwies, und sind kostbare Zeitzeugnisse.



Christopher Spatz

Heimatlos. Friedland und die langen Schatten von Krieg und Vertreibung.

Mit Fotografien von Fritz Paul

Hamburg: Ellert & Richter, 2018, 224 S.
mit 88 Abb. und einer Karte, Hardcover,
€ 19,95 – ISBN: 978-3-8319-0728-1

Neben den Kriegsheimkehrern, den Vertriebenen, Flüchtlingen und Zivilversleppten war Friedland auch für Aussiedler die erste Anlaufstation im „goldenen Westen“. War die Ausreise nach Jahren der Drangsalierung und Ungewissheit, mit Träumen einer Zukunft in der Bundesrepublik, tatsächlich real geworden, konfrontierte die Wirklichkeit allerdings mit neuen Schwierigkeiten: Zu dem endgültigen Abschied von der Heimat kamen bürokratische Hindernisse, die oftmals schwierige Arbeitssuche, Wohnungsnot und die fehlenden Möglichkeiten, mit Angehörigen zusammenzuleben. Zudem bedeutete der Zustrom von Aussiedlern eine politische Problematik, da die Frage der deutschen Ostgebiete bis zu einer friedensvertraglichen Regelung ungeklärt war und im Verständnis der Bonner Regierung Gebietsansprüche nicht aufgegeben werden sollten. So wurden Ausreisebemühungen offiziell nicht forciert, gleichwohl humanitäre Hilfen, unter der Federführung des Deutschen Roten Kreuzes, geleistet. Nach dem Regierungswechsel 1969 wurde eine völlig konträre Politik verfolgt, die nicht nur eine Relativierung des Leidens der Vertriebenen, sondern sogar die bewusste Tilgung von Spuren des historischen deutschen Ostens zur Folge hatte. Nach der westdeutschen Selbstwahrnehmung als Opfergemeinschaft in

den 1950er Jahren – ohne Berücksichtigung von Altlasten aus der NS-Zeit – geriet ab den 1970er Jahren der Grundgedanke deutsche Täterfixierung in den Mittelpunkt. Aussiedlerschicksale passten zu dieser Erinnerungslandschaft nicht, blieben unbenannt und unbetrachtet.

Nach Abebben der größten Völkerwanderung der europäischen Geschichte folgten weitere Aussiedlerströme, vornehmlich aus Polen und aus Russland. Friedland ist bis heute Erstaufnahmeeinrichtung für Spätaussiedler, dazu werden zunehmend Asylbewerber aufgenommen. So bleiben auch fast 75 Jahre nach der Lagergründung direkte oder mittelbare Kriegsfolgenschicksale weiter wesentlicher Teil des Alltags in Friedland. Seit 2016 gibt es ein Museum, das die Geschichte des Grenzdurchgangslagers als Zufluchtsort in seiner historischen und universellen Dimension erzählt.

Christopher Spatz, in diesem Jahr ausgezeichnet mit dem Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen, beleuchtet in seinem Buch anschaulich und gut lesbar die vielen Facetten von Heimatlosigkeit und trägt so dazu bei, wichtige Erinnerungsarbeit zu leisten. Dies ist umso bedeutsamer, als in absehbarer Zeit keine unmittelbaren Zeitzeugen mehr da sein werden. ■ *Annegret Schröder*



Gottfried Achenwall —

ein vergessener Staats- und Rechtswissenschaftler
der deutschen Aufklärung

Vor 300 Jahren, am 20. Oktober 1719, wurde Gottfried Achenwall als Sohn eines Kaufmanns in Elbing geboren. Er besuchte dort Grundschule und Gymnasium, verließ die Stadt aber 1738, um in Jena, später in Halle und Leipzig, Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaften und Geschichte zu studieren. Von 1748 bis zu seinem Tod am 1. Mai

1772 war er Professor an der Universität Göttingen. Obwohl seine Werke, die in zahlreichen Auflagen erschienen und Generationen von Studenten prägten, und obwohl selbst Kant sie seinen Königsberger Vorlesungen zugrunde legte, ist Achenwall heute nur noch wenigen bekannt – ein Grund, sich anlässlich der 300. Wiederkehr seines Geburtstages an den politischen Denker und Europäer aus Elbing zu erinnern und einen Blick in seine Schriften zu werfen.

Achenwalls wichtigstes Werk ist ein Lehrbuch, das er für seine Studenten ausgearbeitet hatte: die auf Lateinisch verfassten „Anfangsgründe des Naturrechts“ – *Elementa iuris naturae* –, die zwischen 1750 und 1781 in acht Auflagen erschienen und zu den einflussreichsten rechtsphilosophischen Schriften der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehören. Die zentrale Idee von Achenwalls Naturrecht ist die Freiheit: die Freiheit des Willens und die Freiheit des Geistes. Um moralisch handeln zu können, um überhaupt schuld- und straffähig zu sein, müssen wir frei sein. Und wir müssen freien Gebrauch von unserem Verstand machen können. Aber die Freiheit ist nicht absolut, sondern immer in einen sozialen Kontext eingebunden. Wer gegen das Naturrecht, das heißt

die unveräußerlichen Rechte anderer, verstößt, darf und muss daher gezwungen werden können, sich rechts- und gesetzeskonform zu verhalten.

Welches sind die unveräußerlichen Rechte? Es sind alle Rechte, die sich aus dem Grundrecht auf Selbsterhaltung ableiten, das heißt: das Recht auf Leben, auf körperliche und seelische Integrität sowie auf Handlungsfreiheit. Ein Recht auf Glück lässt sich aus dem Prinzip der Selbsterhaltung allerdings nicht begründen, sondern nur das Recht, durch andere keinen Schaden zu erleiden und in Freiheit sein Leben zu leben.

Achenwall unterscheidet zwischen absolutem und hypothetischem – man könnte auch sagen: relativem – Naturrecht. Das ab-

solute Naturrecht umfasst dasjenige, was wir von Geburt aus erhalten haben und was unsere Person ausmacht: Leben, Integrität, Freiheit. Das hypothetische Naturrecht ist unser Recht auf Dinge, die wir erworben haben: es ist ein Recht an Sachen. Diese Unterscheidung zwischen absolutem und hypothetischem Naturrecht hat für Achenwall eine wichtige Konsequenz: Ich habe zwar ein Recht an Sachen, also auf Eigentum, aber kein Recht an Personen. Eine Person kann und darf nie für bestimmte Zwecke instrumentalisiert, darf nie zu einer Sache werden – auch nicht unter extremen Bedingungen wie denen des Krieges: Der Feind hört nie auf, eine Person, ein Mensch zu sein. Achenwall zeigt sich in dieser Beziehung als strikter Verteidiger unveräußerlicher Menschenrechte.

Gibt es für Achenwall ein Recht auf Eigentum? Ja, denn Achenwall weiß, dass die naturrechtliche Gleichheit der Menschen und ein daraus abgeleiteter naturrechtlicher Kommunismus nicht von langer Dauer sein können. Von Natur aus sind die Menschen nämlich nicht nur mit Vernunft begabt, sondern auch mit einem Begehrungsvermögen ausgestattet, das man durchaus als egoistisch bezeichnen kann. Aufgrund dieser Veranlagung wollen wir

exklusive Rechte, also auch ein Recht auf Eigentum. Die Eigentumsrechte müssen aber vertraglich geregelt und in ein übergeordnetes gesellschaftliches Rechtssystem eingebettet werden, dessen oberstes Gesetz das Gemeinwohl ist. Das bedeutet für Achenwall aber nicht, dass die Gesellschaft von Gleichheit geprägt ist. Exklusive Rechte haben vielmehr Ungleichheit zur Folge. Die gesellschaftliche Ordnung, so Achenwall, ist eine ständische Ordnung.

Auch wenn Achenwall hier dem politischen Denken des „Ancien Régime“ verpflichtet bleibt, auch wenn er die Monarchie verteidigt, ist er zugleich ein vehementer Gegner des Despotismus. Die staatliche Herrschaft ist nicht unbegrenzt und darf nie total sein. Achenwall argumentiert daher für ein Recht auf Widerstand. Gegen den Tyrannen, der in seiner Sicht ein Feind des Rechts ist, dürfen die Bürger rebellieren – für diesen Gedanken sollte ihn später Kant loben.

Staaten haben, genau wie Personen, ein Recht auf Selbsterhaltung. Aus diesem Grund lehnt Achenwall Kolonialismus und Unterwerfung fremder Staaten ab. Analog zum Recht auf Eigentum gibt es das Recht eines Staates an seinem Territorium. Und so wie die Menschen im Staat in Frieden leben können sollen, so sollen es auch die Staaten untereinander können. Deshalb empfiehlt Achenwall nicht nur eine auf Friedenssicherung gerichtete Bündnispolitik, sondern – so in seinem zweiten wichtigen und mit fünf Auflagen ebenfalls sehr erfolgreichen Werk, der 1761 auf Deutsch erschienenen *Staatsklugheit nach ihren ersten Grundsätzen entworfen*



*Titelblatt von Gottfried Achenwall
Abriss der neuesten Staatswissenschaft
der vornehmsten Europäischen Reiche
und Republicken, Göttingen 1749*



*Göttinger Gedenktafel für Gottfried Achenwall
in der Goetheallee 13*

– ein „allgemeines Europäisches Staatensystem“: also eine Europäische Union.

Welches sind die wichtigsten Ideen der erwähnten „Staatsklugheit“? Die Staatsklugheit ist für Achenwall eine Anwendung des Naturrechts, also der philosophischen Staatstheorie, auf konkrete Staaten. Sie ist eine Anleitung zu politischer Praxis, um den Staat, den Achenwall mit einer komplexen und komplizierten „Maschine“ vergleicht, gut lenken zu können. In diesem Zusammenhang führt Achenwall aus, was er unter dem abstrakten Begriff des Gemeinwohls versteht. Er entwirft ein umfangreiches sozialpolitisches Konzept, das medizinische, ja sogar psychotherapeutische Versorgung und Beschäftigungsprogramme einschließt. Doch zeigt er sich nicht nur als sozialer Politiker, sondern ebenfalls als entschieden liberaler politischer Denker: Er plädiert für die Freigabe des Getreidehandels und mahnt den Staat zu einer maßvollen und besonnenen Steuerpolitik, die die Freiheit der Bürger nicht einengt. Aber er ist in dieser Frage nicht nur liberal, sondern auch sozial eingestellt. Er entwickelt die Idee einer Steuergerechtigkeit und befürwortet das Prinzip einer Progression, demzufolge reichere Bürger höhere Abgaben zu entrichten haben.

In der „Staatsklugheit“ gibt Achenwall der Monarchie den Vorzug, aber er weiß der Demokratie durchaus viel abzugewinnen. Sie sei für kleine Staaten oder für Städte eine gute Regierungsform, denn sie komme dem natürlichen Gleichheitsstreben und der natürlichen Freiheitsliebe der Menschen optimal entgegen. Die Religion, insbesondere die protestantische, schätzt Achenwall als ein Band, das Staat und Gesellschaft zusammenhält. Aber er hat ein pragmatisches Verhältnis zum Protestantismus und verteidigt die religiöse Toleranz.

Neben der philosophisch-theoretischen Staatslehre und der praktischen Staatsklugheit entwickelte Achenwall eine wichtige dritte politische Disziplin: die Staatswissenschaft oder Statistik. Schon 1749 hatte er seinen *Abriss der neuesten Staatswissenschaft* veröffentlicht, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in sieben Auflagen erschien, zuletzt unter dem Titel *Staatsverfassung der heutigen vornehmsten Europäischen Reiche und Völker im Grundrisse*. Darin werden geographische und demographische Daten einzelner Länder, Angaben zum Bildungswesen und zur Religion, zur Wirtschaft und Politik präsentiert, kommentiert, verglichen und systematisch reflektiert. Es ist gewiss kein Zufall, dass Achenwalls Interesse zunächst der Statistik galt: Auf diese Weise schaffte er jene empirische und faktengestützte Grundlage, ohne die jede politische Theorie bloße Spekulation bleibt und praktische Politik ein unsicheres Geschäft.

■ Wolfgang Rother

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten

Tim Blannings umfangreiche Studie über
Friedrich den Großen liegt jetzt auf Deutsch vor

*„König Friedrich II. nach dem Siebenjährigen Krieg“, vmtl. 1764
entstandenes Gemälde von Johann Heinrich Christian Franke
(1738–1792) – Berlin, DHM (Inv. Nr. 1987/68)*

*Franke zeigt den „ersten Diener des Staates“ mit einer aus-
gesprochenen Höflichkeitsgeste und verleiht dem Regenten
insgesamt bereits deutliche Züge des „Alten Fritz“.*

Über kaum eine Persönlichkeit der deutschen Geschichte dürfte so viel geschrieben worden sein wie über Friedrich den Großen. Auch die Geschichte Westpreußens lässt sich ohne ihn nicht erzählen. Das Bild des Preußenkönigs hat sich mit der Zeit aber sehr gewandelt. Die neue Biografie von Tim Blanning zeigt ihn als Mann der Widersprüche.

Bei seiner Berliner Festrede zum 300. Geburtstag Friedrichs des Großen benutzte Christopher Clark einen merkwürdigen Vergleich: Der Preußenkönig, so meinte Clark, habe heute fast die „Allgegenwärtigkeit von Coca-Cola“. Wenn sogar ein renommierter Historiker und sprachgewandter Autor sich zu einer solchen, etwas unbeholfenen Formulierung hinreißen lässt, dann scheint es um Außergewöhnliches zu gehen.

Tatsächlich ist das Interesse an Friedrich groß, und auch die forschende Auseinandersetzung mit ihm nimmt kein Ende. Das Großereignis des Jubiläumjahres 2012 war die Ausstellung *Friederisiko* im Neuen Palais in Potsdam. Ein weiterer Meilenstein könnte die von Tim Blanning vorlegte Biografie des preußischen Regenten sein. Das englische Original erschien 2015, seit kurzem liegt jetzt im Verlag C.H. BECK die deutsche Ausgabe vor. Die Frage, ob denn an der Figur Friedrichs überhaupt noch neue Facetten entdeckt werden könnten, scheint berechtigt. Doch Tim Blanning, der bis 2009 Neuere Europäische Geschichte an der Universität Cambridge lehrte, zeigt, dass dies durchaus möglich ist. Sein Blick auf Friedrich ist eine Herausforderung – und das nicht nur wegen der rund 700 Seiten, auf denen er ihn erläutert hat.

Lebenslange Beschäftigung mit dem Preußenkönig

Blannings Friedrich-Buch ist in vieler Hinsicht keine konventionelle Biografie, die ihrem Protagonisten von der Wiege bis zur Bahre auf Schritt und Tritt folgt. Stattdessen nähert er sich ihm sozusagen von der Seite an. Im kompakten, aber sehr aufschlussreichen ersten Kapitel („Die Erbschaft“) geht es zunächst um die Frage, wie der preußische Staat funktionierte und woher etwa der Ruf der Effizienz und Unbestechlichkeit kommt, den die preußische Beamenschaft noch heute in der Rückschau genießt. Die Verwaltung, die Friedrichs Vorgänger etabliert hatten, war alles andere als perfekt und keineswegs frei von Korruption. Doch im Land der Blinden sei eben der Einäugige König, wie Blanning ironisch kommentiert, soll heißen: Im Vergleich mit den Zuständen in anderen Staaten hatte Preußen sich ein erheblich zuverlässigeres System aufgebaut.

Angesichts des schonungslos den Realien verpflichteten Bildes von Friedrich, das Blanning entwirft, mögen manche Leser in dem Buch einen Versuch sehen, ein Denkmal vom Sockel zu stoßen. Dabei ist Blanning kein Bilderstürmer. „Soweit ich zurückdenken kann, habe ich immer wieder über Friedrich den Großen entweder gelesen oder geschrieben“, erklärt der Autor im Nachwort. Das Ergebnis dieses langen Prozesses ist ein Resümee mit klaren Standpunkten, unter anderem zu einem Thema, um das

man lange einen Bogen gemacht hat: Blanning vertritt die Ansicht, dass Friedrich aller Wahrscheinlichkeit nach homosexuell war. Es könne zwar nie abschließende Klarheit darüber geben, ob der König seine Neigung auslebte, doch angesichts von Briefen, für Friedrich geschaffenen erotischen Kunstwerken und anderen Zeugnissen kommt Blanning zu dem Schluss, dass es an den Präferenzen des Herrschers kaum einen Zweifel geben könne. Diese Enthüllungen aus dem Privatleben sind für Blanning kein Selbstzweck. Die Sexualität begreift er als Teil einer Suche des jungen Friedrich nach Selbstbestimmung und einer eigenen Identität, die mit dem Tod seines ihm gegenüber brutalen Vaters und Thronvorgängers Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1740 einsetzte. Friedrichs intensive Beschäftigung mit der Philosophie der Aufklärung und seine Leidenschaft für die Musik, beides vom Vater abgelehnt, stellt er in denselben Zusammenhang.

Machtpolitik: Schlesien und Westpreußen

Doch mit dem Wunsch, den erdrückenden Vater zu überwinden, wurde Friedrich ihm zugleich ähnlicher. So verhielt er sich, als er an die Stelle von Friedrich Wilhelm I. getreten war, seinen Geschwistern und nicht zuletzt auch seiner Ehefrau Königin Elisabeth Christine gegenüber, der er nur selten begegnete, zum Teil ausgesprochen kaltherzig. Das Ziel, den als „Soldatenkönig“ bekannten Vater auch durch militärischen Ruhm zu übertreffen, geriet bald in Konflikt mit Friedrichs grundsätzlich glaubhaften aufklärerischen Ansichten. 1740 war eine Schrift von ihm (der *Antimachiavel*) im Druck erschienen, in der er Monarchen strenge moralische Verpflichtungen auferlegte und den Krieg als „Abgrund des Jammers“ bezeichnete. „Keine drei Monate nach der Publikation dieser wohlklingenden Worte“, ergänzt Blanning, „fiel Friedrich in Schlesien ein. Diese Invasion“, später als Erster Schlesischer Krieg benannt, „ließ sich weder als Verteidigungs- oder Präventivkrieg noch als Krieg zur Unterstützung von Alliierten bezeichnen“. Hellsichtig erscheint da die Einschätzung von Jean-Jacques Rousseau, die Blanning an anderer Stelle zitiert: Friedrich denke als Philosoph, aber handele als König. Schon als junger Mann hatte Friedrich noch andere machtpolitische Ziele entworfen: „Ganz oben auf der Einkaufsliste stand das polnische (West-)Preußen, dessen Erwerb Brandenburg mit Ostpreußen verbinden und ihm die Kontrolle über den polnischen Handel auf der Weichsel erlauben würde.“ Jahrzehnte später konnte dieses Ziel schließlich erreicht werden: 1772 erhielt Friedrich im Rahmen der Ersten Polnischen Teilung – heute würde man sagen: in einem „Deal“ zwischen ihm, Russland und Österreich – das Land an der unteren Weichsel zugesprochen. Damit war die



ABBILDUNG: AKG-IMAGES

„Le Gâteau des Rois“ (1772), Kupferstich von Noël Lemire (1724–1800) nach der gleichnamigen Zeichnung von Jean-Michel Moreau le Jeune (1741–1814). – Imperiale, widerspruchlos durchsetzbare Macht und die Willkürlichkeit der Entscheidungen kommen in dieser Wiedergabe der im gleichen Jahr (1772) vollzogenen „Ersten Teilung Polens“ zum Ausdruck. Sie wird (v. l. n. r.) von Katharina II. von Russland und dem noch einmal aufbegehrenden Stanislaus II. August von Polen sowie von Joseph II. von Österreich und Friedrich II. von Preußen vollzogen, die sich beide gemeinsam darüber verständigen, welche Stücke sie von diesem „Kuchen“ beanspruchen wollen.

kurz darauf so benannte Provinz „Westpreußen“ etabliert, und das, wie man in Berlin mit Begeisterung feststellte, ohne dass ein Schuss abgefeuert worden wäre. Das Datum stand in der deutschen Geschichtsschreibung lange ganz ungebrochen für eine Erfolgsgeschichte. Aus heutiger, europäischer Perspektive ist nicht von der Hand zu weisen, dass Preußen und die anderen Mächte Polen bereits als eine Art Kolonialgebiet behandelt hatten, „ganz ähnlich wie Afrika im späten 19. Jahrhundert“, wie Blanning dem amerikanischen Historiker Paul Schroeder beipflichtet. Das machtpolitische Kalkül wurde bei Friedrich laut Blanning noch „von schlichten Vorurteilen untermauert“: In Polen herrschte aus Sicht des preußischen Königs dauerhafte Anarchie. Dieses Land in Besitz zu nehmen, konnte so als eine Art „zivilisatorische Mission“ erscheinen.

galt ihm als ein Vorbild, und seine enge, jedoch im Streit endende Beziehung zu dem Philosophen und Schriftsteller Voltaire ist bekannt. Es sei jedoch „ein weitverbreiteter, eklatanter Irrtum“, deshalb zu glauben, Friedrich habe sich zu Frankreich hingezogen gefühlt. Doch von der deutschen Kultur hielt er ebenfalls nicht viel. Am deutlichsten wird das in seiner späten Veröffentlichung *Über die deutsche Literatur*, in der er von der zeitgenössischen literarischen Produktion aus den deutschsprachigen Staaten nichts gelten ließ und den Autoren wiederum das Vorbild der älteren französischen Dichtung empfahl.

Wie Blanning zeigt, kann es keinen Zweifel daran geben, dass Friedrich ein sensibler, hochgebildeter Mann war. Als Feldherr las der Herrscher in Gefechtpausen antike oder aktuelle Philosophen, mit seinen Leistungen als „politischer Denker, Histori-

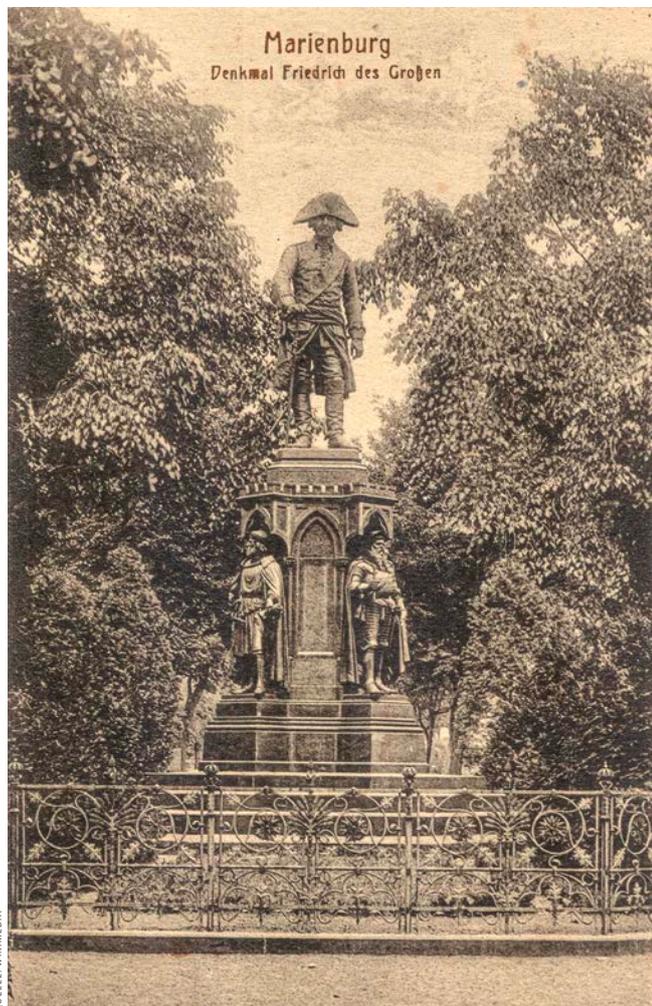
Ähnlich zwiespältig gestaltete sich die preußische Innenpolitik, wie Blanning im Kapitel „Licht und Schatten an der Heimatfront“ erklärt. Wohin man auch schaut: Bei vielen Direktiven und Ansichten Friedrichs scheint es zwei Seiten gegeben zu haben, die heute Spielraum für sehr unterschiedliche Beurteilungen eröffnen. Das beginnt schon bei der religiösen Toleranz, für die Friedrich über die Grenzen Preußens hinaus gelobt wurde, zum Ausdruck gebracht im berühmten Ausspruch vom selig Werden nach je eigener Fasson. Folgt man Blanning, dann war Friedrich ein gehässiger Atheist, der lediglich allen Konfessionen gegenüber gleichermaßen feindselig eingestellt war – und noch viel mehr gegenüber dem Judentum. Ähnlich sei es mit Friedrichs Abschaffung der Folter im Jahre 1755: Sie ist zwar in Europa zu einem Vorbild geworden, doch einzelne Willkürakte des Herrschers schloss das nicht aus, so dass „doch hin und wieder die Erlaubnis gegeben wurde, Folter anzuwenden oder grausame und unnatürliche Strafen zu verhängen“. So sei im Jahre 1746 „der Kopf des preußischen Konsuls in Danzig, von Ferber, aufgespießt außerhalb des Spandauer Gefängnisses ausgestellt“ worden, „als schauerliche Warnung an jeden, der mit dem Gedanken an Hochverrat spielte“.

Bedeutend, selbst wenn er nicht König gewesen wäre

Aus einer heutigen gesamteuropäischen Perspektive erscheint es interessant, dass Friedrich hauptsächlich französisch sprach und schrieb. Der Hof Ludwigs XIV.

ker, Dichter, Dramatiker, Komponist und Flötenspieler hätte er sich in jeder Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts eine Nische verdient, selbst wenn er nicht zusätzlich König von Preußen gewesen wäre“. Die Kehrseite seiner Versiertheit und seines Selbstbewusstseins muss aber ein autoritäres Beharren auf seinen einmal erworbenen Kenntnissen gewesen sein: „Sein kultureller Geschmack hatte sich gebildet, bevor er den Thron bestieg, und sich danach nicht weiterentwickelt.“ Eben das drückt sich auch in der Schrift über die deutsche Literatur aus. Andererseits hat man dieser schlecht informierten königlichen Intervention später zugutegehalten, dass sie eine Diskussion angeregt habe, aus der die deutsche Literatur gestärkt hervorgegangen sei. Bereits Goethe hat das so gesehen.

Modern war Friedrich offenbar darin, dass er genau auf die öffentliche Meinung achtete und sein Bild in der Öffentlichkeit zu gestalten versuchte, auch wenn er das stets bestritt. Die Möglichkeit, Petitionen direkt an den König einzureichen, die Volksnähe, die er bei seinen Inspektionsreisen zelebrierte oder seine Angewohnheit, entgegen allen Gepflogenheiten der Zeit vor jedem Mann den Hut zu ziehen, haben erheblich zu seiner Popularität beigetragen. Das Bild des asketischen, bodenständigen „Alten Fritz“ hat Friedrich selbst mit entworfen, es war jedoch für die Öffentlichkeit gemacht und hatte nur wenig mit der Realität zu tun. Blanning schreibt dazu, dass ein „Luxusleben“ für damalige Regenten natürlich absolut nichts Außergewöhnliches gewesen



QUELLE: WIKIMEDIA

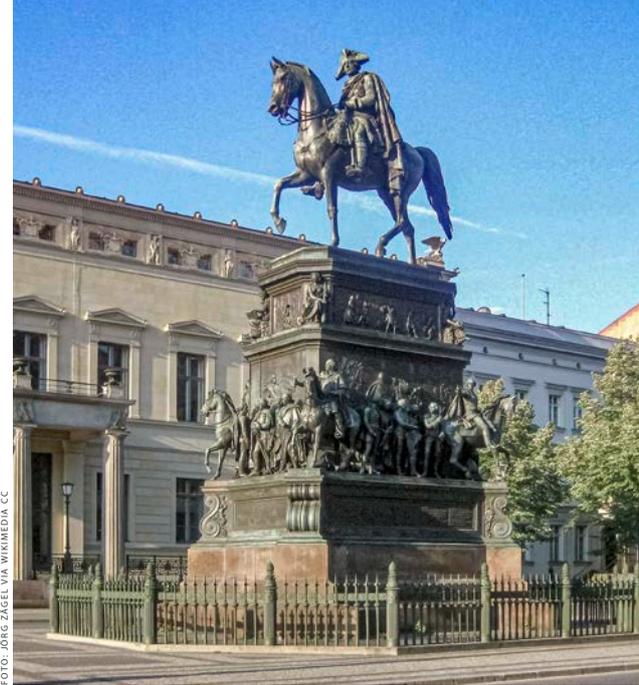


FOTO: JÖRG ZÄGEL VIA WIKIMEDIA CC

Das zwischen 1839 und 1851 von Christian Daniel Rauch aus Bronze gegossene Reiterstandbild von König Friedrich II. von Preußen, das auf dem Boulevard „Unter den Linden“ in Berlin-Mitte steht, kann als Inbegriff der Heroisierung von Friedrich dem Großen und dessen (mit Blanning zu sprechen) „makellosem Heldentum“ gelten.

sei. Bei Friedrich überrasche jedoch „der Widerspruch zwischen dem Bild spartanischer Austerität und der Wirklichkeit eines eher sybaritischen Lebensstils“ – womit ein schwelgerischer, fast genussüchtiger Habitus gemeint ist. Man kann das in Friedrichs kulinarischen Ansprüchen bestätigt sehen (Kirschen auch außerhalb der Saison für „mehr als einen Taler pro Stück“), in seinem Tabakkonsum und der dazugehörigen Sammlung opulenter Behältnisse oder vielen anderen Extravaganzen.

Der Friedrich-Kult

Friedrichs Pflichtbewusstsein als „erstem Diener des Staates“ tat das keinen Abbruch. Seine Arbeitstage begannen in den frühen Morgenstunden, wollte er doch zeitlebens alle Angelegenheiten des Staates selbst in der Hand behalten und versuchte, mit Blannings Formulierung, „Preußen im Alleingang zu regieren“. Dieses selbstauferlegte Pensum zeigt zugleich allerdings, dass er einem Politikverständnis anhing, das am Ende seines Lebens eigentlich schon hoffnungslos veraltet war: Der Staat, den Friedrich aufgebaut hatte, war bereits so komplex geworden, dass viele Fragen hätten delegiert werden müssen. Als völlig unverständlich beurteilt Blanning schließlich Friedrichs Desinteresse, seinen Neffen Friedrich Wilhelm als Thronfolger aufzubauen: „In

Aus Anlass der 100. Wiederkehr der Eingliederung der – wenig später „Westpreußen“ genannten – Region an der unteren Weichsel in den preußischen Staat wurde im Hof des Mittelschlusses der Marienburg ein Denkmal für Friedrich den Großen errichtet. Es war von Rudolf Siemering (1835–1905) geschaffen worden und sollte versinnbildlichen, dass der vom Deutschen Orden begonnene Anschluss des Landes an die fortgeschrittene europäische Kultur durch den preußischen König vollendet worden sei. Deshalb wurde dessen Standbild von vier Sockelfiguren quasi getragen, die die Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Ansbach, Hermann von Salza, Siegfried von Feuchtwangen und Winrich von Knipróde darstellen sollten.



FOTO: MIKE PEEL (WWW.MIKEPEEL.NET) VIA WIKIMEDIA CC

hörens-, sehens- und wissenswert

STIFTUNG GERHART-HAUPTMANN-HAUS • DÜSSELDORF

Do, 5. September, 19.00 Uhr „Heimwehland“ – ein literarisches Lesebuch.

Kommentierte Lesung mit Axel Dornemann und Katharina Grabowski

Mi, 11. September, 19.00 Uhr Artur Becker liest aus „Drang nach Osten“,

Moderation: Michael Serrer; in Kooperation mit dem Literaturbüro NRW

(GHH, Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf – g-h-h.de)

POLNISCHES INSTITUT BERLIN

Fr, 13. September, 19.00 Uhr Doppelmuseum – gemeinsam lernen und erinnern. Chancen und Herausforderungen eines binationalen Museums für deutsch-polnische Beziehungen. Podiumsdiskussion mit Brigitte Freihold MdB,

Prof. Dr. Stephan Lehnstaedt, Dr. Justyna Schulz, Manuel Sarrazin MdB und Dr. Wolfram Meyer zu Utrup. Moderation Dr. sc. pol. Kai-Olaf Lang – Anmeldung bis zum 12. 9. unter veranstaltung@linksfraktion.de

Di, 24. September, 19.00 Uhr Vortrag Prof. PhD Jan Żaryn: **Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und seine Folgen** (Polnisches Institut Berlin, Burgstrasse 27, 10178 Berlin – berlin.polnischekultur.de)

USEDOMER MUSIK FESTIVAL

So, 22. September, 14.00 Uhr Sommer, Sonne, Kaiserwetter. Sophie Prinzessin von Preußen (Lesung) und Sophia Warczak (Harfe). Lesung aus dem Buch „Sommer an der See“ von Kronprinzessin Cecilie von Preußen, Harfenmusik von Carl Philipp Emanuel Bach, Louis Spohr und Franz Poenitz. Ort: Strandhotel Ahlbeck, 17419 Seebad Ahlbeck (usedomer-musikfestival.de)

HAUS DER HEIMAT BW

Mi, 2. Oktober, 18.00 Uhr Bettina Balàka: **Kaiser, Krieger, Heldinnen.**

Exkursionen in die Gegenwart der Vergangenheit. Lesung und Gespräch, Moderation Dr. Olivia Spiridon; in Kooperation mit dem Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde

Mi, 9. Oktober, 18.00 Uhr Vortrag Prof. Matthias Stickler (Universität Würzburg):

Veränderungen und Wandel von Grenzen und das schwierige Verhältnis von Mehrheiten und Minderheiten in Ostmitteleuropa

Die Lesung sowie der Vortrag sind Teile der Veranstaltungsreihe „Aufbruch und Krise – das östliche Europa nach dem Ersten Weltkrieg“ (Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg, Schlossstraße 92, 70176 Stuttgart – hdhbw.de)

THEATER AACHEN

Sa, 5. Oktober, 19.30 Uhr (und weitere Termine) Komödie von Jürgen Hofmann:

Noch ist Polen nicht verloren, nach Ernst Lubitschs Film „Sein oder Nichtsein“

(Theater Aachen, Hubertusstraße 2–6, 52064 Aachen – theateraachen.de)

HAUS SCHLESIEN • KÖNIGSWINTER

Sa, 12. Oktober, 14.00 Uhr bis So, 13. Oktober, ca. 16.00 Uhr

Oma kommt aus Schlesien – Die Erinnerungen der zweiten Generation. Ein

Seminar für die Kinder und Enkel der Vertriebenen und alle Interessierten, Anmeldung (bis zum 1. 10.) unter kultur@hausschlesien.de oder 022 44. 88 62 32 (Haus Schlesien, Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter – hausschlesien.de/)

DEUTSCHES THEATER BERLIN

Sa, 19. Oktober, 19.00 Uhr Jugendtheaterprojekt 30.nach.89 (Premiere).

Internationaler Workshop und Theateraufführung [3 Länder – 3 Begegnungen – 3 Generationen] (Deutsches Theater, Schumannstraße 13 A, 10117 Berlin – freundgleich.info/event/jugendtheaterprojekt-30-nach-89/)

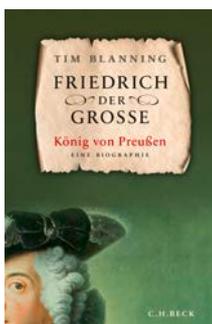
Die Figur des Preußenkönigs ging nach 1945 verloren. Siemerings Statuen der vier Hochmeister aber sind heute noch am Durchgang zum Hochschloss aufgestellt und zu besichtigen.

einem derart personalisierten System keine angemessene Vorsorge für die zukünftige Regierung zu treffen, lässt sich nur als schwerwiegende Pflichtverletzung im königlichen Amt beschreiben.“

Als Friedrich schließlich 1786 starb, sei laut manchen Quellen „eine überwältigende Erleichterung“ zu spüren gewesen: „Wie auch immer die nächste Regierung sich entwickeln würde, sie wäre ganz gewiss entspannter.“ Dennoch sei schon bald ein Friedrich-Kult entstanden, stark gefördert durch die geschäftstüchtigen Verkäufer einer neuartigen Andenken-Industrie. Friedrichs „Nachleben“ vergleicht Blanning mit dem eines etwas späteren europäischen Regenten: „Wie bei Napoleon, zu dessen Untergang bei Leipzig und Waterloo die Preußen so viel beitrugen, fielen auch bei Friedrich im Lauf der Zeit die Schwachstellen ab wie Schorf; was übrig blieb, war makellostes Heldentum in einem nostalgischen Dunst.“

Napoleon hat ganz am Ende von Tim Blannings Friedrich-Biografie noch einmal einen Auftritt. Seinem Sieg über Preußen im Jahre 1806 maß er historische Bedeutung bei und ließ ihn als Revanche für die Niederlage Frankreichs gegen denselben Gegner in der Schlacht bei Roßbach rund fünfzig Jahre zuvor darstellen. Schon kurz nach dem militärischen Triumph besuchte Napoleon sowohl Schloss Sanssouci als auch das Grab Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche, an dem er nachdenklich verweilte. Und noch heute kommt man an diesem Preußenkönig einfach nicht vorbei.

■ *Alexander Kleinschrodt*



Tim C.W. Blanning
**Friedrich der Große.
König von Preußen**

C. H. Beck, München: 2019, 718 S.,
mit 32 Abb. und 19 Karten,
Hardcover, € 34,- (e-Book € 28,99)
ISBN 978-3-406-71832-8

Debatte: Ein „Polendenkmal“ in Berlin?

Ein im November 2017 an den Deutschen Bundestag gerichteter Aufruf fordert ein „Polendenkmal“ auf dem Askanischen Platz in Berlin-Kreuzberg „zum Gedenken an die Opfer der deutschen Besatzung 1939–1945“ – gegenüber dem „Deutschlandhaus“ mit der STIFTUNG FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG. Initiatoren sind die früheren Bundestagspräsidenten Rita Süßmuth und Wolfgang Thierse, der Direktor der Stiftung Topographie des Terrors, Andreas Nachama, der Direktor des Deutschen Polen-Instituts (Darmstadt), Dieter Bingen, sowie der ehemalige Präsident des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, Florian Mausbach. – Die Historiker Frederic Engelbrecht-Schnür und Stefan Samerski wägen in ihren Kommentaren die Gründe für ein solches Denkmal sowie hieran sich anschließende Bedenken ab.

Es bedarf eines umfassenden deutschen Schuldeingeständnisses

Von Frederic Engelbrecht-Schnür



Jüdischen Allgemeinen, als er die „Zwangsgemeinschaft“ der ethnisch diversen Bevölkerung der Zweiten Polnischen Republik zu einer homogenen Gruppe bemängelte. Stattdessen empfahl

1972 weihte Erich Honecker im Berliner Volkspark Friedrichshain das „Denkmal des polnischen Soldaten und des deutschen Antifaschisten“ ein. Zwar wurde dessen Widmung 1995 auf nicht-kommunistische Widerstandskämpfer ausgeweitet. Die geschichtliche Aufarbeitung des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges bedarf jedoch eines umfassenden deutschen Schuldeingeständnisses – und nicht einer Erinnerungskultur, die sich mit Heldenverehrung für Widerstandskämpfer begnügt. Daher liegt die Initiative „Polendenkmal“ richtig, wenn sie sich nicht mit dem Denkmal von 1972 zufriedengibt: Es braucht ein Denkmal, das in angemessener Weise an alle polnischen Opfer des Nationalsozialismus und die hieraus erwachsende Verantwortung erinnert.

Den Opfern des Nationalsozialismus gebührt in allen ihren Facetten ein würdiges Andenken, dies sollte allgemeiner Konsens sein. Es ist aber ebenso offensichtlich, dass Polen besonders schwer unter dem Nationalsozialismus gelitten hat. Neben den polnischen Staatsbürgern, die dem Völkermord an den Juden zum Opfer fielen, verloren auch rund 2,6 Millionen nicht-jüdische Polen unter der Herrschaft der Nationalsozialisten ihr Leben. Städte wurden dem Erdboden gleichgemacht und die Massenvernichtung der Schoah vollzog sich fast ausschließlich in Lagern auf polnischem Boden. Um der Einzigartigkeit des Schicksals der Polen im Nationalsozialismus gerecht zu werden, ist deshalb ein Denkmal in der Mitte Berlins richtig und wichtig. Dabei sollte mit dem Irrglauben aufgeräumt werden, ein Gedenken an die polnischen Opfer mindere dasjenige an andere Opfergruppen.

Konstruktive Kritik, bezogen auf die Art des Gedenkens, äußerte Stephan Lehnstaedt Ende 2018 in der

er, das Individuum mehr in den Vordergrund des Gedenkens zu stellen. Überaus zynisch wirkt hingegen der im Februar 2019 veröffentlichte Kommentar von Sven Felix Kellerhof in der *Welt*, der den Aufruf der Initiative als Forderung einer „Unterwerfungsgeste der heute lebenden Menschen“ verstehen will.

Weiterhin kritisiert Kellerhof, es sei angesichts anti-deutscher Ressentiments der PiS-Regierung gegenwärtig der falsche Zeitpunkt für das Denkmal. Doch das Erinnern an die Opfer des nationalsozialistischen Deutschlands darf – selbst angesichts der gegenwärtigen bilateralen und europäischen Konflikte – nicht zu politischer Verhandlungsmasse verkommen.

Mehr noch: Das „Polendenkmal“ könnte zum Ausdruck einer an Wahrhaftigkeit orientierten historischen Aufarbeitung werden, die proaktiv gerade einer nationalistischen Instrumentalisierung entgegenwirkt, wie sie der PiS-Politik vorgeworfen wird. Auf diese Weise könnte das „Polendenkmal“ sogar zu einer wichtigen Geste der Völkerverständigung werden. Bei aller politischen Symbolik sollten aber seine Kernfunktionen als historisches Denkmal nicht verloren gehen: an die Opfer zu erinnern und die Lebenden zu mahnen.



QUELLE: DPI

Bei einer Ortsbesichtigung (v. l. n. r.): der Direktor der Stiftung Topographie des Terrors, Prof. Dr. Andreas Nachama, der Präsident i. R. des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, Florian Mausbach, und der Direktor des Deutschen Polen-Instituts Prof. Dr. Dieter Bingen



Berlin gedenkt der Weltkriegsopfer nicht nach nationalen Gruppierungen

Von Stefan Samerski



Polen hat im Zweiten Weltkrieg prozentual das größte Opfer an Menschen und Gütern erlitten. Schon das allein rechtfertigt ein „Polendenkmal“ in Berlin. Hier muss jedoch in mehrfacher Hinsicht differenziert werden. Eine flächendeckende Behandlung Polens als eines besiegten Staates hat es 1939 bis 1945 nie gegeben!

Jeder einzelne Gauleiter hatte nach dem Abbruch der Militärverwaltung nahezu umfassende Vollmachten von Hitler erhalten, so dass die Lebenssituation der Menschen sehr unterschiedlich war. Im Generalgouvernement blieb man relativ unbehelligt, wenn man kein Jude war und sich konform verhielt. In den früheren deutschen Gebieten (wie Westpreußen



QUELLE: DPI

Nach Meinung der Initiatoren bietet sich der Askanische Platz wegen seiner symbolischen Lage in der Mitte der Hauptstadt und mit der benachbarten Weltkriegsruine des Anhalter Bahnhofs als Standort des Denkmals an.

oder Ostoberschlesien) dagegen wurden an der Zivilbevölkerung z. T. willkürlich große Gräueltaten verübt und zahlreiche Familien von Haus und Hof vertrieben. Am ärgsten traf es die Eliten des Landes – die Professoren, Akademiker, Schriftsteller und den Klerus.

Gerade die Geistlichen als Träger der nationalen Identität wurden in etlichen Regionen weitestgehend ausgerottet bzw. vertrieben: im westpreußischen Bistum Kulm bis Ende 1939 zu 73 %, im Warthegau bis Kriegsende zu 69,6 %; dort amtierten 1944 nur noch 3,4 % des Vorkriegsklerus. Die höchsten Opferzahlen haben unzweifelhaft die polnischen Juden zu beklagen, an die im Herzen Berlins bereits das Holocaust-Mahnmal erinnert. Auch andere Opfergruppen (z. B. Sinti und Roma, Homosexuelle und Widerstandskämpfer) verfügen

dort über Gedenkort. Wieso hat bislang niemand öffentlich angesichts der hohen Zahlen und der ideologischen Relevanz an ein Memorial für Geistliche gedacht, die Opfer des Nationalsozialismus wurden?

Jedenfalls gedenkt Berlin der Weltkriegsopfer nach Gruppierungen. Daher ist vielleicht der wichtigste Kritikpunkt an einem „Polendenkmal“ das nationale Narrativ. Wenn die Politik immer wieder unwidersprochen das Ende nationalstaatlichen Denkens fordert, so wird es doch durch das „Polendenkmal“, zumindest indirekt, bedient. Gerade in einer Zeit, da wir zu einer europäischen Problemlösung und Identitätsfindung gelangen müssen, ist es wenig hilfreich, einem nationalen Erinnern im Ausland Raum zu geben. In gemeinsamen Anstrengungen liegt die Zukunft! Bestes Beispiel dafür ist die deutsch-französische Freundschaft als bewährter und unverzichtbarer Motor für die EU – auch ohne ein Denkmal!

Auch ist die künstlerische Forderung nach einem „in die Höhe strebenden, weithin sichtbaren Gedenkzeichen“ wenig sinnvoll, da es alle benachbarten NS-Kriegsgedenkstätten überragte! Außerdem gibt es kaum eine Hauptstadt der Welt, in deren Zentrum der Zweite Weltkrieg sowohl städtebaulich als auch in Form von Denkmälern derartig ablesbar bleibt wie in Berlin. Dass gerade dort – ohne dieses weitere Denkmal – eine Amnesie des Erinnerns eintritt, ist kaum anzunehmen. Zuletzt – angesichts der Probleme, die die PiS-Regierung (sich) in Bezug auf das Weltkriegsmuseums in Danzig und das würdige Gedenken auf der Westerplatte bereitet: Würde ein „Polendenkmal“ in Deutschland, egal wie es gestaltet ist, überhaupt von der gegenwärtigen polnischen Regierung gutgeheißen, zumindest akzeptiert?

Frederic Engelbrecht-Schnür studierte Geschichte, Amerikanistik und Anglistik in Hamburg und Venedig. Er ist Masterstudent der Freien Universität Berlin, u. a. mit Forschungsschwerpunkten zur neueren deutschen und polnischen Geschichte.

Prof. Dr. Stefan Samerski lehrt Kirchengeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie am Priesterseminar Redemptoris Mater in Berlin.

→ Weitere Informationen zur Initiative „Polendenkmal“: www.polendenkmal.de

NACHRICHTEN

+++ Entschädigungsverfahren für deutsche Zwangsarbeiter

BMI – Nach aktuellen Informationen des Bundesverwaltungsamtes zum Antrags- und Bearbeitungsstand der Anerkennungsleistung an ehemalige zivile deutsche Zwangsarbeiter sind bis Ende Juni 2019 34.738 von insgesamt 46.516 Anträgen, also rund 75 %, abschließend bearbeitet worden. 29.454 der Anträge auf eine Anerkennungsleistung an ehemalige deutsche zivile Zwangsarbeiter wurden bewilligt, 4.486 Anträge wurden abgelehnt. Gut 12.000 der gut 46.000 Anträge stehen noch zur Bearbeitung an. Da mehr als 90 % der Antragssteller ein Alter von 80 Jahren und älter erreicht haben, ist das BVA um eine zügige Antragsbearbeitung bemüht.

+++ Aus der Arbeit des Aussiedlerbeauftragten

BMI/DW – Von Januar bis Juni 2019 haben sich 3.153 Personen als Spätaussiedler oder deren Familienangehörige im Grenzdurchgangslager Friedland registrieren lassen. Dies entspricht einem Plus von 437 Personen gegenüber dem vergleichbaren Vorjahreszeitraum. Der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Prof. Dr. Bernd Fabritius, würdigte in einer Stellungnahme das Schicksal der in ihre historische Heimat Zurückgekehrten in besonderer Weise.

Am 18. Juni haben Vertreter der Regierungen Polens und Deutschlands unter dem Ko-Vorsitz des Aussiedlerbeauftragten und des Parlamentarischen Staatssekretärs Stephan Mayer sowie der Staatssekretäre Szymon Szykowski vel Sęk (Poln. Außenministerium) und Paweł Szefernaker (Poln. Innenministerium) mit Vertretern der deutschen Minderheit in Polen und der in Deutschland lebenden Polen wechselseitige Anliegen beraten. Die polnische Seite sagte zu, alsbald für eine Wiederherstellung eines angemessenen Niveaus des Deutschunterrichtes Sorge zu tragen. Weitere positive Signale setzte die polnische Seite bezüglich der Finanzierung des Umbaus eines Dokumentations- und Ausstellungszentrums in Oppeln und der Weiterentwicklung eines Forschungszentrums.

Einen umfassenden Einblick in die Arbeit des Aussiedlerbeauftragten vermittelt der unlängst erschienene Tätigkeitsbericht für die Zeit vom April 2018 bis April 2019. Er steht im Netz unter: www.aussiedlerbeauftragter.de/SharedDocs/Downloads/AUSB/DE/taetigkeitsbericht-1804-1904.pdf

+++ Katholische Kirche in Polen zur LGBT-Bewegung

NÖK – Der Sprecher der Polnischen Bischofskonferenz, Priester Paweł Rytel-Andrianik, und Erzbischof Tadeusz Wojda von Białystok haben die Gewalt gegen Teilnehmende am „Marsch für Gleichstellung“ (Marsz Równości) vom 20. Juli in der nordostpolnischen Stadt Białystok verurteilt. Mitglieder rechter und katholischer Gruppierungen hatten die 800

Teilnehmenden der von „Regenbogen-Białystok“ organisierten Demonstration mit Flaschen, Steinen und sogar Petarden so heftig attackiert, dass die Polizei Tränengas einsetzen musste; über 30 Personen wurden festgenommen. Zugleich hat der Rat der Polnischen Bischofskonferenz für das Laien-Apostolat eine zunehmende Aggressivität von LGBT-Aktivisten und sie unterstützenden Journalisten beklagt, von der sich viele „gewöhnliche Menschen“ bedroht fühlten. In einer Erklärung „in Bezug auf die Aufdrängung der LGBT-Ideologie“ vom 5. Juli schreibt der Rat: „Die Kirche lehrt, dass jeder Mensch die unbedingte Pflicht hat, jeden Menschen zu achten. Das bezieht sich auch auf LGBT-Personen, aber das muss für beide Seiten gelten.“

+++ General Wittmann für Erfüllung des „Zwei-Prozent-Ziels“



FOTO: RALF JOHN VIA WIKIMEDIA CC

DW – Der frühere Brigadegeneral Dr. Klaus Wittmann (der Autor von *AUF EIN WORT*, DW 2/2019) unterstützt Bundesverteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer in ihrer Forderung, Deutschland solle das „Zwei-Prozent-Ziel“ der NATO erfüllen. In einem Gastbeitrag für *Die Welt* (8. August) betonte er – unter Berücksichtigung der östlichen Nachbarschaft – auch

die europapolitische Dimension einer solchen verteidigungspolitischen Weichenstellung: „Angesichts einer russischen Gewaltpolitik, welche die fundamentalen Regeln der europäischen Sicherheitsordnung flagrant verletzt und deren Stärke auf der Besorgnis kleinerer Nachbarn gründet; angesichts einer amerikanischen Führung, deren Haltung zur Nato größere Verantwortung und Handlungsfähigkeit der Europäer noch dringlicher macht; angesichts einer nie erlebten Kumulation von Krisen und Konflikten sowohl global als auch in unserer Nähe sollte in der Sicherheitspolitik der Konsens der demokratischen Parteien bewahrt bleiben.“

+++ Polen-Analysen

Die aktuellen Polen-Analysen befassen sich mit folgenden Themen :

- Nach der Wahl zum Europäischen Parlament – Rückblick und Ausblick (Nr. 238): Mit einem Beitrag von Reinhold Vetter (Warschau/Brüssel)
- Die katholische Kirche in der Krise (Nr. 239): Mit einem Beitrag von Theo Mechtenberg (Bad Oeynhausen)
- Das „Museum für die Familie Ulma“ in Markowa – ein Projekt der polnischen Geschichtspolitik (Nr. 240): Mit einem Beitrag von Piotr Forecki (Adam-Mickiewicz-Universität, Posen)

Die Polen-Analysen sind zu finden unter: www.laender-analysen.de/polen



ABB.: DPI



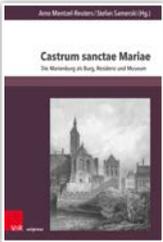
Klaus-Jürgen Liedtke

Nachkrieg und Die Trümmer von Ostpreußen. Roman aus Dokumenten

Berlin: DIE ANDERE BIBLIOTHEK, 2018; 416 S., geb., € 42,00 – ISBN 978-3-8477-0399-0

Der Autor erzählt von seiner Kindheit in der Nachkriegszeit in Westdeutschland als Sohn Vertriebener. Im weit verzweigten Familiennetzwerk ist Ostpreußen und das Dorf Kermuschienen stets präsent. So wächst er mit Erinnerungen an eine Heimat auf, die er selbst nicht kennt. Wie in einem Mosaik setzt er die fremden Er-

innerungen zusammen, sammelt Geschichten und Bilder. Aus Tagebuchaufzeichnungen zweier Onkel, die bei Kriegsende umkamen, aus Briefen, Erzählungen, Reisenotizen und essayistischen Reflexionen ergibt sich ein detailgenaues Panorama. Es ist seine Geschichte im Kleinstformat: „Ich komme aus diesen Trümmern.“



Arno Mentzel-Reuters und Stefan Samerski (Hrsg.)

Castrum sanctae Mariae: Die Marienburg als Burg, Residenz und Museum

Göttingen: V&R unipress, 2019; 350 S. mit 142 Abb., geb., € 60,00 – ISBN 978-3-8471-0883-2 (Vestigia Prussica. Forschungen zur ost- und westpreußischen Landesgeschichte. Bd. I)

Dieser Band dokumentiert in einer Vielzahl von Beiträgen internationaler Fachgelehrter die Marienburg und ihre wechselnden Funktionen als Zentrum des Deutschen Ordens, als Residenz der polnischen Könige, einer Jesuitenschule und schließlich als Erinnerungsstätte. Die Marienburg, die als größte Burganlage Europas gilt, entging nach 1772

nur knapp dem Abriss, ehe 1817 die Rekonstruktion durch den preußischen Staat begann. 1945 wurden große Teile des Schlosses zerstört. Seither haben polnische Restauratoren aber das Baudenkmal gesichert und rekonstruiert. Den krönenden Abschluss dieser Arbeiten bildete die Wiederherstellung der Kirche und der überlebensgroßen Marienfigur in ihrem Chorabschluss im Jahr 2016.



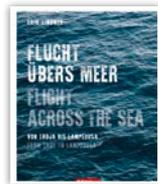
Martin W. Ramb und Holger Zaborowski (Hrsg.)

Heimat Europa?

Göttingen: Wallstein, 2019; 431 S., geb., € 22,00 – ISBN 978-3-8353-3475-5

Der Sammelband mit Beiträgen prominenter Autorinnen und Autoren – wie Arnold Stadler, István Fehér, Stephan van Erp, Ulrike Guérot, Dr. Notker Wolf OSB, Hermann Lübke oder Gerd Koenen – geht den Fragen nach, was heute Heimat sein kann und inwiefern sich Europa als Heimat denken lässt. Er nähert sich den Leitbegriffen „Hei-

mat“ und „Europa“ aus vielfältigen Perspektiven und sucht sie vor dem Horizont globaler Krisen und politischer Umbrüche zu reflektieren: Was kann Heimat in einer zunehmend von Mobilität und Migration geprägten Gesellschaft bedeuten, und welche Ideen von einem gemeinsamen Europa lassen sich mit der individuellen Vorstellung von Heimat verbinden?



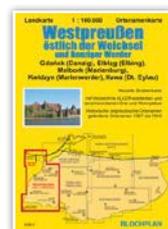
Erik Lindner

Flucht übers Meer – Von Troja bis Lampedusa

Zweisprachiger Titel (Deutsch / Englisch). Hamburg: Mittler (Maximilian), 2019; 288 S. mit etwa 80 Fotos, Abbildungen und Karten, € 24,95 – ISBN 978-3-8132-0987-7

Die gegenwärtigen Fluchtbewegungen, übers Wasser und über Land, beschäftigen die westlichen Gesellschaften in zunehmendem Maße. Wie sollen sie diesem Geschehen begegnen? Welche Flüchtenden können auf Empathie hoffen,

welchen begegnet man mit Distanz? Vor diesem Horizont der aktuellen Entwicklungen stellt der Autor die „Flucht übers Meer“ in elf historischen Kontexten von der Antike bis heute dar. Dabei fokussiert er jeweils einzelne Menschen, die stellvertretend für das Geschehen stehen.



Landkarte Westpreußen östlich der Weichsel und Danziger Werder

Berlin: BLOCHPLAN, 2019; gefaltete Karte 84 × 60 cm, € 8,95 – ISBN 978-3-9820-2432-5

Die Karte stellt den westlichsten Teil der heutigen Woiwodschaft Ermland-Masuren und angrenzende Gebiete zwischen Ostsee, Weichsel, Kulmer Land und dem Oberland dar – jenen Bereich, dessen Eckpunkte die Städte Danzig, Elbing, Deutsch Eylau und Graudenz bilden. Sie gibt diesen Bereich in einem detaillierten Maßstab von 1:100.000 wieder, wobei neben den Sehenswürdigkeiten sämtliche in

diesem Gebiet vor 1945 vorhandenen Ortschaften und Wohnplätze mit ihren polnischen und deutschen Namen verzeichnet sind. Zur besseren Orientierung sind neben den Straßen und befahrbaren Wegen auch übergeordnete Radrouten sowie dazu die aktuellen, aber auch die stillgelegten und abgebauten Eisenbahnstrecken und die Kreisgrenzen von 1937 eingetragen. – Auf der Rückseite enthält die Karte Ortsverzeichnisse in Deutsch-Polnisch und Polnisch-Deutsch.

Impressum

Herausgeber und Verlag:

Landsmannschaft Westpreußen e.V.
Der stellvertr. Bundesvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61

Postbank Hamburg:

IBAN: DE13 2001 0020 0150 9572 04
BIC: PBNKDEFF oder

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtefeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter; Dr. Joanna Szkolnicka
(j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) / Ressort PANORAMA;
Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;
Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) / *Text-
und Bildredaktion*

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Bodo Rückert (Köln)
für Marienburg, Lech Słodownik (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

*Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen
Kulturregion* erscheint alle zwei Monate. Der Bezugspreis
beträgt halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im
Ausland jährlich € 42,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.
Zusätzlich erscheint – jeweils um einen Monat versetzt – *Der
Westpreuße / Landsmannschaftliche Nachrichten* und ergänzt
diese Zeitschrift zu einer Folge von 12 Monatsheften pro Jahr.
Der Bezugspreis eines entsprechenden Gesamtabonnements
beträgt halbjährlich oder jährlich € 39,- bzw. € 78,-, im
Ausland jährlich € 90,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von
jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:

Mediengestaltung Kohlhaas, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418; Auflage: 1.100 Exemplare

Autorinnen und Autoren

Rainer Claßen ist Sohn ost- und westpreußischer Eltern, lebt in Franken und arbeitet als Fahrdienstleiter bei der Deutschen Bahn. Er hält Vorträge und publiziert zur Eisenbahngeschichte Preußens. Zudem ist er ehrenamtlicher Schriftleiter des PREUSSEN-KURIERS, der Mitgliederzeitschrift der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in Bayern.

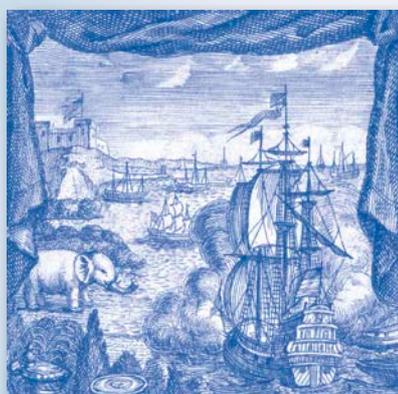
Alexander Kleinschrodt M. A. studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn.

Magdalena Pasewicz-Rybacka ist Doktorandin an der Fakultät für Geschichte der Universität Danzig; ihre kulturwissenschaftlichen Forschungsinteressen richten sich bevorzugt auf Themen, die historisch im 19. und 20. Jahrhundert und regional im Gebiet der ehemaligen Provinzen West- und Ostpreußen angesiedelt sind.

Prof. Dr. Wolfgang Rother lebt als deutscher Philosoph und Philosophiehistoriker in der Schweiz und lehrt an der Universität Zürich; einen wesentlichen Schwerpunkt seiner Arbeiten bilden Forschungen zur Philosophie- und Ideengeschichte der Neuzeit, und zwar insbesondere zur italienischen und deutschen Aufklärung.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit Beginn des Jahres 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

SOEBEN ERSCIENEN:



Hans-Jürgen Klein

**Diplomaten und Missionare
des späten 17. und des
18. Jahrhunderts auf dem
indischen Subkontinent**

**Die Geschichte der Elbinger
Johann Josua Kettler
und Jacob Klein**

Mit missionsgeschichtlichen
Anmerkungen zum Leben
und Wirken von Jacob Klein
von Tilman Asmus Fischer

Münster: Truso-Verlag, 2019 (*Elbinger Hefte* 51), 188 S., mit farbigem
Vor- und Nachsatz, 17 Schwarzweiß-Abbildungen sowie einem Tafelteil
mit 16 Farbfotografien, geb., € 16,80 – ISBN 978-3-00-062960-0

Zu beziehen über den Förderkreis Westpreußen, Mühlendamm 1,
48167 Münster-Wolbeck, Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61,
E-Mail: info@foerderkreis-westpreussen.de

Wenn ein Fotograf eine Westpreußen-Rundfahrt unternimmt, um die Burgen im Ordensland zu dokumentieren, und selbst wenn er die Bauwerke dabei auch unter ungewohnten Perspektiven ablichten möchte, rechnet er nicht unbedingt damit, in Rehden vor der Ruine des Süd-West-Turms in luftiger Höhe ein Brautpaar zu entdecken, das in einer kleinen Arabeske eine Herz-Form nachbildet, um derart einem anderen professionellen Fotografen ein symbolgeladenes Bild-Motiv zu bieten. Gewiss – Rehden liegt kaum 40 Kilometer von Kulm entfernt, das sich seit längerem mit Erfolg als „Stadt der Verliebten“ etabliert hat (sowie vermarktet); da mag sich für das „Fotoshooting“ ein Ausflug zur pittoresken Burg in der Nähe durchaus anbieten. In der feinen Festkleidung den durchaus beschwerlichen Weg bis zu diesem Aussichtspunkt zurückzulegen, erscheint für ein privates Erinnerungsfoto allerdings ziemlich aufwändig. Hier dürfte sich vielmehr die Absicht zeigen, mit dieser Aufnahme eine größere Öffentlichkeit zu erreichen, indem sie bei „Instagram“ hochgeladen wird – und dann Betrachter sogar dazu anregen könnte, diesen Ort ebenfalls für ein Hochzeitsfoto aufzusuchen. Vielleicht bieten die sozialen Medien damit eine Chance, den alten Ordensburgen bei jungen Leuten eine unerwartete, neue Popularität zu verleihen? *Erik Fischer*

